

Frankfurter Allgemeine

Magazin

NOVEMBER 2022

Die Kunst von Pompeji, neu gesehen
Auf Goldsuche in Kalifornien
Wie Tutanchamun ans Licht kam
Mit Roland Emmerich in der „Zauberflöte“
Über Hoffnung in schwierigen Zeiten

GENERATION GOLD



WELTZEITUHR REF. 7130R
BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE UNSERER PARTNER IN DEUTSCHLAND
FINDEN SIE AUF PATEK.COM

AUGSBURG Hörl | DÜSSELDORF Blome | FÜRTH Kuhnle | HAMBURG Mahlberg | INGOLSTADT Dührkoop
KÖLN Gadebusch | MÖNCHENGLADBACH Kriebler | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch | MÜNSTER Oeding-Erdel
OBERSTAUFEN Hoffelder | RECKLINGHAUSEN Exner | REGENSBURG Mühlbacher | STUTTGART Kutter
ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner | WÜRZBURG Fischer



Editorial



Nuggets sind so klein – man muss schon genau hinschauen, um sie zu entdecken.

Alles Gold, was glänzt

Jetzt liegt dieses Nugget schon seit zwei Wochen auf der Seite, aber der Text dazu wird mal wieder erst kurz vor Redaktionsschluss geschürft. (Denn wie soll man wissen, was man schreiben soll, wenn man nicht weiß, was sonst in diesem Heft so los ist?) Plötzlich kommt das Gold eben raus, es war schon lange genug im Boden. Das Nugget, um also anzufangen, ist eine schöne Einstimmung auf die Geschichte von Kenny, die Stefan Finger und Insa Hagemann für uns in Kalifornien ausgegraben haben. Kenny sucht unverdrossen nach Edelmetallklümpchen. Das ist schon deshalb unglaublich, weil ich zum Beispiel dachte, der Goldrausch sei schon vor einem Jahrhundert grauer Ernüchterung gewichen. Aber Kenny wäscht in einem Tal bei Los Angeles dauernd das Gegenteil blank, ganz am Ende natürlich erst, wenn die Knie schon aufgeschürft sind und das Geld langsam zu Ende geht. Sorry, Kenny, wenn ich dich jetzt auch noch als Allegorie herbeiziehe für das Leben generell und unser jetziges Dasein im Besonderen. Hat man Vertrauen ins Glück, das ist der Sinn der Abenteuer-geschichte, dann muss die Dunkelheit im Herbst nicht das letzte Wort behalten. Ich habe auf der Suche nach Gold in

den vergangenen Tagen genau hingeschaut. Die Eichen im Wald, das Laub im Park, die schräg stehende Sonne: Es ist alles Gold, was glänzt! Und wenn ich dieses Heft noch einmal durchschaue, sehe ich es plötzlich überall, nicht nur in den Schmuckbildern aus Paris. So hat man bei der glänzenden Geschichte von Peter-Philipp Schmitt über den Hintergrund der Tutanchamun-Ausgrabung vor 100 Jahren immer die Totenmaske des altägyptischen Königs vor Augen, die allein zwölf Kilogramm wiegt, wegen des schweren Edelmetalls. Und am Ende dieses Hefts werden Sie sehen, warum der gute Kenny hier zur Symbolfigur erhoben wird. Angesichts von Pandemie, Krieg, Klimawandel und wirtschaftlichen Krisen wollten meine Kolleginnen Johanna Dürrholz und Franziska Pröll herausfinden, was den Menschen noch Hoffnung macht. Ihre Protokolle sind so rührend, man könnte ganz demütig werden. Die Frauen und Männer, die sie befragt haben, bewahren ihren Lebensmut, trotz allem. Man muss also nicht nach Gold graben, um es zu finden. Lesen Sie einfach dieses Magazin, wenn der Herbst einmal nicht so golden leuchtet. Es könnte Ihnen weiterhelfen. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:

Julia Anton, Bettina Anst, Christian Aust, Johanna Christner, Johanna Dürrholz, Stefan Finger, Dr. Stephanie Geiger, Thomas Geiger, Aylin Güler, Martin Häusermann, Insa Hagemann, Caroline Jebens, Thomas Klemm, Ben Kuhlmann, Kim Maurus, Sarah Oberteis, Franziska Pröll, Dr. Lucia Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Johanna Schwanitz, Simon Schwartz, Bernd Steine, Dr. Stefan Trinks, Karin Truscheit, Anna Vollmer, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:

Henner Flohr

Art-Direction:

Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Siefern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Gierth

Druck:

Mohn Media Mohndruck GmbH
Carl-Bertelsmann-Straße 161M
33311 Gütersloh



diar.com - 069 29 99 34 67

DIOR

ROSE DES VENTS, ROSE CÉLESTE
AND MIMIROSE COLLECTIONS

Yellow gold, diamonds, mother-of-pearl and onyx.

STEFAN TRINKS leitet das Kunstressort der F.A.Z. und ist sich sicher, dass Shakespeare mit seinem Satz „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt“ recht hat. Immer wieder verblüfft ihn, wie viel in der Höhlenkunst früherer Zeiten und besonders der Malerei von Pompeji schon vorweggeprägt ist – zu sehen auch in diesem Heft. (Seite 46)



MARTIN HÄUSSERMANN pflegt seit dem 20. Lebensjahr das Thema Uhren als Hobby. Seit 1999 kümmert er sich auch beruflich um hochwertige Zeitmesser. Die Uhrmachergröße Ludwig Oechslin (Seite 38) traf er erstmals im Jahr 2001, als dieser in einem Lokal in Basel sein Modell Freak präsentierte. Zu Oechslins 70. Geburtstag bekam Häußermann nun Gelegenheit zu einem Gespräch über Leben und Werk des legendären Uhrmachers. Wie die Uhrenszenen tickt, zeigt Häußermann auf einer Doppelseite mit den wichtigsten Neuheiten in diesem Herbst. (Seite 36)



LENA MANTLER lebt zwar im Südwesten Deutschlands, aber gar nicht so weit entfernt von der Hauptstadt der Mode. Die Strecke Stuttgart–Paris legt man mit dem TGV oder dem ICE oft in weniger als vier Stunden zurück. Das kommt Lena Mantler gerade recht, die sich nach vielen Jahren als Social-Media-Star im Duo mit ihrer Zwillingsschwester Lisa nun eine Karriere als Model aufbaut. Für unser Schmuck-Shooting in einem Gartenhäuschen in Paris (Seite 26) stand sie vor der Kamera von Julia von der Heide und passte perfekt in den internationalen Cast mit Models aus China, Martinique, Ruanda und München – von dort reiste ihre Agentur-Kollegin Kati Nescher an.



INSA HAGEMANN UND STEFAN FINGER haben für ihre Reportage über Goldsucher in Kalifornien (Seite 22) einen echten Goldjungen gefunden: Kenny. Er konnte den beiden Fotojournalisten nicht nur viel über den Goldabbau erzählen, sondern versuchte auch gleich, ihnen das Goldschürfen beizubringen. Denn Gold, so erklärte ihnen Kenny, gebe es fast überall. Damit die beiden in Deutschland weiter danach suchen können, schenkte er ihnen am Ende eine seiner Goldwaschpfannen. In der Leinemasch nahe Hannover, vor der eigenen Haustür, sind sie bisher noch nicht fündig geworden. Aber wer weiß: Eines Tages könnte Kennys Tipp noch Gold wert sein.



THOMAS KLEMM ist seit 1997 Redakteur der F.A.Z., die meiste Zeit im Sport, zwischenzeitlich sieben Jahre in der Wirtschaftsredaktion der Sonntagszeitung. Tennis ist seine große Leidenschaft, als Spieler und Berichterstatte, früher auch Trainer und Schiedsrichter. Dem Sport hat er sich ungefähr zur gleichen Zeit verschrieben wie der ein Jahr jüngere Boris Becker. Obwohl er Roger Federer für den besten Tennisspieler der Geschichte hält und dessen Karriereende immer noch verarbeitet, hat er sich für dieses Heft gerne an Beckers 25. Geburtstag und die Feier in der Frankfurter Festhalle erinnert. (Seite 11)

PRADA

PRADA.COM



Inhalt

November 2022



- 22 In Gold we trust** Dem Lockruf des Golds folgen Unverdrossene in Kalifornien auch heute noch. Einer von ihnen ist Kenny. *Von Insa Hagemann und Stefan Finger*
- 26 Lena, Kati, Nelly, Xiaoqian, Jessie** Mit fünf Models haben wir den Schmuck der Saison in Paris ins Bild gesetzt. *Fotos Julia von der Heide Styling Markus Ebner*
- 36 Herbstzeitlose** Die Nachfrage nach Luxusuhren ist trotz Krisenzeiten groß. Wir zeigen die interessantesten Neuheiten. *Von Martin Häußermann*
- 38 Seine Zeit mit der Zeit** **Ludwig Oechslin** hat einige der außergewöhnlichsten Uhren erfunden. Auch mit 70 Jahren gehen ihm die Ideen nicht aus. *Von Martin Häußermann*
- 40 Die Lady und der Pharao** Auf Schloss Highclere sind Schätze aus dem Alten Ägypten zu sehen – und viele erstaunliche Geschichten zu erfahren. *Von Peter-Philipp Schmitt Fotos Daniel Stier*
- 46 Was von den Orgien übrig blieb** Darf man Kunstwerke aus Pompeji in Bologna ausstellen? Auf jeden Fall! Selten waren sie so schön zu sehen. *Von Stefan Trinks*
- 52 „Ich war ein Einzelgänger“** Der Regisseur **Roland Emmerich** hat die „Zauberflöte“ als Schüler kennengelernt. Jetzt ist seine Filmversion zu sehen. *Von Bettina und Christian Aust*
- 56 Was uns Hoffnung macht** Die Hoffnung lebt trotz allem auch in diesem Herbst. Unsere Protagonisten erzählen, was ihnen aus der Dunkelheit hilft. *Von Johanna Dürrholz und Franziska Pröll*

11 Vor 30 Jahren 12 Vita Obscura 14 Prêt-à-Parler 34 Mood/Mut 50 Grüße aus Swakopmund 64 Werkstatt 66 Fragebogen

Zum Titel

Jessie Aina wurde von Julia von der Heide in Paris fotografiert. Sie trägt Schmuck von Pomellato und ein Kleid von Koché.

Im Netz: www.faz.net/stil
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil
Instagram: @fazmagazin
Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 26. November bei.



ALPINE EAGLE

Mit seinen klaren eleganten Linien ist Alpine Eagle die zeitgemässe Interpretation einer Vorgängerkone. Das Chronometer zertifizierte eigene Automatikwerk Chopard 01.01-C ist in ein 41 mm Gehäuse eingebettet. Dieser bemerkenswerte Zeitmesser ist aus Lucent Stahl A223 gefertigt, einem exklusiven, extrem widerstandsfähigen Metall, dem Resultat von vier Jahren Forschung und Entwicklung. Er ist der Beweis für die herausragende uhrmacherische Kompetenz unserer Manufaktur.

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

E-boutique: chopard.de



Vor dreißig Jahren

25. Geburtstag, was geht ab? Im kleinen Kreise chillen oder es in großer Runde krachen lassen? Oder wegducken und gar keine Sause? Das sind Fragen, die sich jedem jungen Erwachsenen aufdrängen. Boris Becker waren sie schnuppe, als sein Fünfundzwanzigster bevorstand. Er wusste, wie er es würde krachen lassen: nicht mit Alkohol, sondern mit Aufschlägen, die er mit Tempo 200 in Richtung seines Gegners droch. „Bumm-Bumm-Boris“, wie Becker seit seinem Wimbledon-Sieg 1985 genannt wurde, musste schufden, als er das erste Vierteljahrhundert seines Lebens vollendete. Die Frankfurter Festhalle war an jenem 22. November 1992 sein Arbeitsplatz, der Gewinn der Tennis-Weltmeisterschaft seine Mission. Für den Sieg gab es 625.000 Dollar. Von einer Geburtstagstorte mit Kerzen, die sich als Scherzartikel auf seine Kosten entpuppten, ahnte Boris Becker an jenem Sonntag nichts.

In Frankfurts guter Stube sahen 9000 Menschen dem Geburtstagskind bei der Arbeit zu. Vor den Fernsehgeräten wurden in der Spitze mehr als zehn Millionen Zuschauer gezählt – mehr als die Fußball-Nationalmannschaft damals anlockte. Das Publikum in der Festhalle war auf Party gebürstet und hatte Laken beschriftet. Auf einem war zu lesen: „Boris, das ist Dein Tag.“ Auf einem anderen holperten die Verse wie so oft bei Gelegenheitslyrik: „Die Halle bebt, wenn Boris über den Platz schwebt.“

Fürs Schweben war Becker nun gerade nicht bekannt, seit er als „Siebzehnjähriger Leimener“ Wimbledon und deutsche Herzen eroberte, sondern eher fürs Hechten, Hinfallen, Aufstehen. Das Tennisjahr 1992 war für Deutschlands Sportliebbling zunächst so lala gelaufen, weil er Anderes im Sinn hatte, vor allem die recht frische Beziehung zur Schauspielerin Barbara Feltus, genannt Babs. Im Herbst hatte Becker auch wieder beruflich Erfolg. Er qualifizierte sich auf den letzten Drücker für die Tennis-WM, bei der jeweils im November die acht Besten der Weltrangliste teilnehmen dürfen. Frankfurt erlebte eine Turnierwoche lang becker-

typische Drehungen und Wendungen: erstes Match verloren und das Aus vor Augen, danach vier Spiele am Stück auf teilweise dramatische Weise gewonnen. „Ich weiß, dass ich in meinem Leben nie mehr etwas so gut beherrschen werde wie Tennis“, sagte er damals. Wie sehr er damit Recht behalten sollte!

Nach dem Finalsieg gegen den damaligen Weltranglistenersten Jim Courier sangen die Zuschauer bis hinauf zu den 35.000 Mark teuren Logen „Happy Birthday“, der Besungene griff als Dirigent ein. Danach wurde Stevie Wonders gleichnamiges Geburtstagslied eingespielt, Konfetti fiel von der Hallendecke herab, vier Festredner priesen Boris Becker in den damals noch angemessenen höchsten Tönen. Zum Schluss wurde ihm eine Torte mit 25 Kerzen überreicht. Das Ausblasen wurde, was man auf unserem Foto nicht erkennt, zur Tortur. Becker zappelte von rechts nach links und wieder zurück und pustete hektisch. Der Veranstalter hatte sich den Spaß erlaubt, Kerzen zu benutzen, die sich nach dem Erlöschen wieder entzündeten. Becker musste atemlos aufgeben, nahm's aber nicht krumm und dachte Jahre später gerne an seinen „ungewöhnlichsten Geburtstag“ zurück: „Es war ein sehr schönes Gefühl, als damals die ganze Festhalle in Frankfurt ‚Happy Birthday‘ gesungen hat.“

Zweimal folgte zu Beckers Ehren ein ähnlicher Festakt mit Tennis, Torte und Ständchen: zum 29. Geburtstag bei der Tennis-WM 1996 in Hannover und zum 35. bei einem Schauturnier zurückgetretener Champions. Becker und andere Altstars spielten damals in der Frankfurter Ballsporthalle, die nur halb so groß ist wie die Festhalle. Das deutsche Interesse am Tennis war im Abstieg begriffen, und Becker war es auch, mehr als jeder damals ahnte. Wie der Tennisheld, der wegen Insolvenzverschleppung in einem britischen Gefängnis inhaftiert ist, wohl seinen 55. Geburtstag am 22. November begehen wird? Boris Becker, im Frühjahr zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt, braucht wieder einen langen Atem. *Thomas Klemm*

Aus der F.A.Z. vom 23. November 1992: Auf dem Platz hatte sich Boris Becker allen Gegnern überlegen gezeigt. Vor den Kerzen auf seiner Geburtstagstorte aber muss der neue Weltmeister kapitulieren.

Foto Helmut Fricke

Vita Obscura

Von Simon Schwartz



BEHERRSCHT MONDPHASE UND VOLLKALENDER. EINE ECHE ZITMEISTER EBEN.

Die Zeitmeister Klassik Mondphase mit Vollkalender fasziniert durch eine Vielzahl an Funktionen bei gleichzeitig klarer Anordnung auf dem Zifferblatt und dadurch ausgezeichneter Ablesbarkeit. Auch in der Verarbeitung wird sie höchsten Ansprüchen gerecht, weil sie an einem Ort gefertigt wurde, der wie kein zweiter in Deutschland für exzellente Uhrmacherkunst steht: Glashütte in Sachsen.



WEMPE
ZEITMEISTER

Glashütte I/SA | Automatik | Vollkalender Mondphase | Edelstahl | 2.750 €

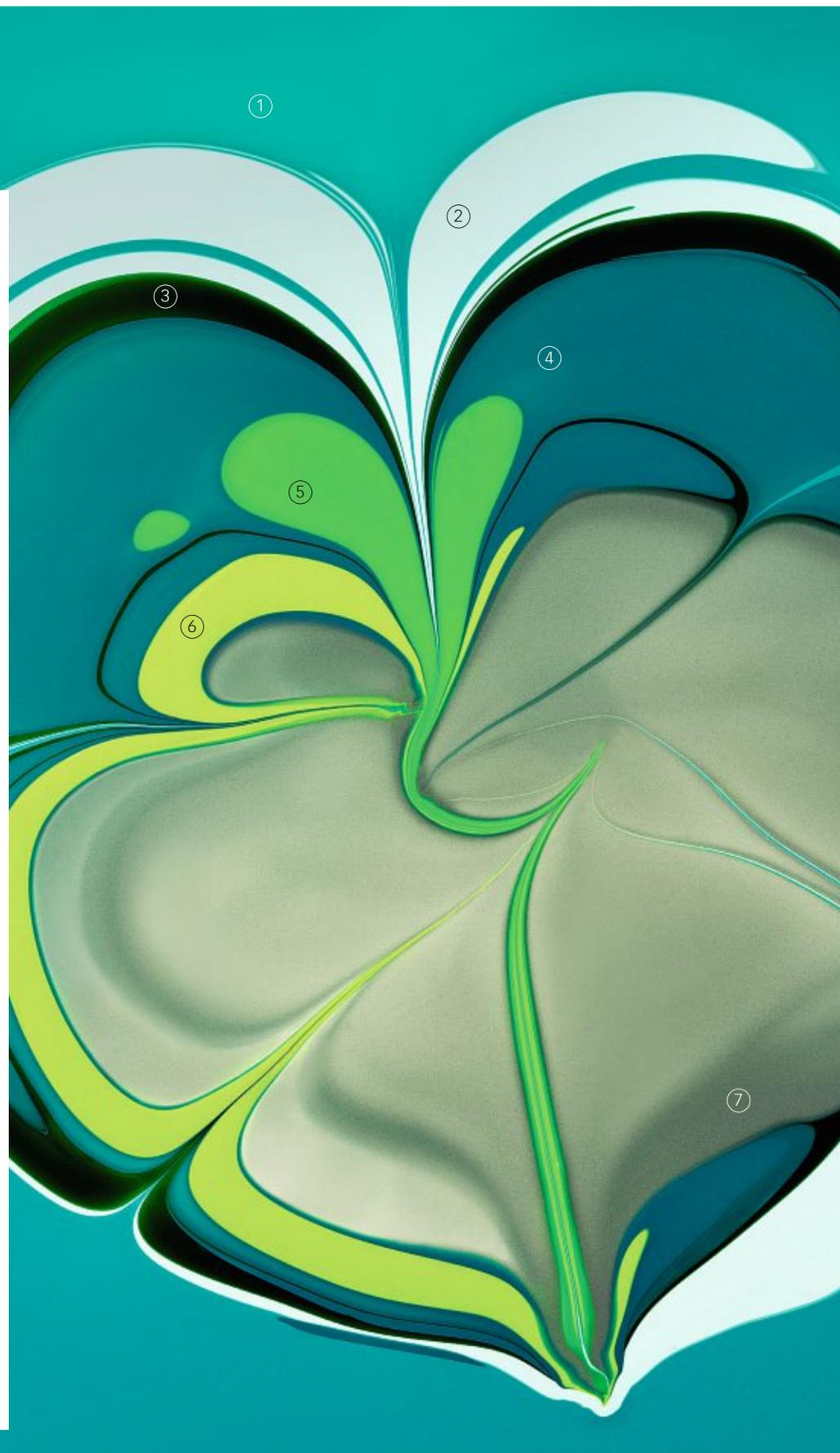
AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID - WEMPE.COM
GERHARD D. WEMPE GMBH & CO. KG, STEINSTRASSE 23, 20095 HAMBURG

Prêt/à/Parler

NAGELLACK

Dasselbe in Grün

► Grüner Lack auf den Nägeln, da war doch was. Im Jahr 2009, als die Finanzkrise tobte und auch die wohlhabende Klientel flächendeckend zum Sparen zwang, lancierte Chanel einen Lack, der wie ein Edelstein auf den Nägeln schimmerte. Chanel Jade, so der Name, war außergewöhnlich für die Zeit. Die French Manicure des frühen Jahrtausends war noch nicht vergessen, die Nagellack-Farbwelt war beige bis rosarot. Der Chanel-Lack in Grün ging mit rund 20 Euro pro Fläschchen als kleines It-Piece durch, als aufwendigere Anschaffungen auf einmal nicht mehr drin waren. Daraufhin geschah das, was die Marke am Beispiel ihrer Handtaschen eigentlich vorhersehen konnte: Alle wollten den Lack. Er war zügig ausverkauft und erzielte auf Ebay das Zehnfache des Originalpreises. Auf dieser Seite ist jetzt Verde Pastello von Chanel (2) zu sehen. Die Farbe erinnert an Boris Palmers „ruhendes Grün“. Verde Pastello ist kein Bestseller und kein Sell-out. Es steht für einen anderen Trend: Seit einer Weile tragen Frauen, zunächst waren es jüngere, dann auch die, die sich noch an Jade erinnern können, Grün auf den Nägeln. Die Farbe ist voll da, in allen Nuancen, von allen Marken. Die Traditionshäuser sind dabei, Hermès Beauty zum Beispiel mit einem petrolgrünen Vert Égyptien (1) und Gucci mit Melinda Green (6), in Anspielung auf eine grüne Gewürzsauce aus den Vereinigten Staaten. Klar, dass es grünen Lack auch von grünen Marken geben muss. Hier sind die Produkte endlich einmal Programm, sie sind nicht nur grün im Sinne von bio, sondern auch waldgrün (Manucurist, 3), türkisgrün (Kure Bazaar, 4), pistaziengrün (Nailberry, 7), froschgrün (Kester Black, 5). Ist das viele Grün also wieder ein Symbol für die Großkrisenlage, in der wir stecken? Oder einfach ein Zeichen dafür, dass sich nagellack-geschichtlich etwas getan hat und die Welt heute bunter ist? Auf jeden Fall ist es in diesem kalten Herbst eine letzte Erinnerung an den heißen Sommer und seine Trendfarbe knallgrün. (jwi.)
Foto Schmott Studios


FLEXFORM

Groundpiece
modulares Sofasystem

Antonio Citterio Design
Made in Italy

Flagship Store München
by böhmmler

Tal 11
T +49 89 2136 0
flexform@boehmler.de

Flagship Store Stuttgart
by behr

Paulinenstrasse 41
T +49 711 620 51 550
flexform@behr-einrichtung.de

Auch bei anderen
autorisierten Händlern.

Besuchen Sie die
www.flexform.it

SNEAK AROUND (47):

Adidas Supernova 2

► Schon wieder ein Laufschuh?

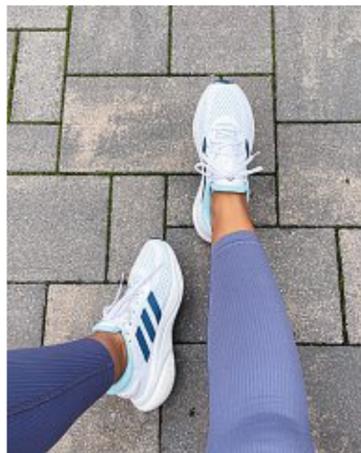
Ja! Denn bei kaum einem Kleidungsstück merkt man so schnell wie bei einem Laufschuh, ob er etwas taugt oder nicht. Der Schuh muss hervorragend passen und schnell eingelaufen sein. Auch Dämpfung, Tragegefühl und Passform sind Faktoren, die man beim Kauf beachten sollte. Grund genug, Ihnen meinen derzeitigen Laufschuh vorzustellen.

Und was kann der so?

Die Boost-Zwischensohle des Supernova unterstützt Sprungkraft und Antrieb, bei jedem Schritt wird Energie zurückgegeben. Die speziell gepolsterte Zunge und die Fersenkonstruktion vermitteln ein angenehmes Tragegefühl. Der direkt eingepresste thermoplastische Kunststoff an der Außensohle wurde entwickelt, um Halt in jedem Gelände zu verschaffen und das Wegrutschen zu verhindern. Das Damenmodell, das ich zum Laufen trage, bietet eine maßgeschneiderte Passform für Frauen. Die Silhouette des Schuhs spiegelt die Anatomie des weiblichen Fußes wider.

Und wie sieht es mit der Nachhaltigkeit aus?

Der Supernova 2 kombiniert Technologie und Komfort mit einem nachhaltigen Ansatz. Der Schuh hat laut Adidas einen um zwölf Prozent geringeren CO₂-Fußabdruck gegenüber dem Vorgängermodell aus dem Jahr 2020. Adidas kalkuliert den CO₂-Fußabdruck des Schuhs von der Materialgewinnung über die Verarbeitung und Verpackung bis hin zum Ende seines Lebenszyklus in Übereinstimmung mit einer international anerkannten Norm: ISO 14067. Bei der Herstellung des Schuhs entsteht beispielsweise ein CO₂-Fußabdruck von 6,9 kg CO₂e/Paar. Er ist zurückzuführen auf die Beschaffung nicht erneuerbarer und erneuerbarer Rohstoffe, auf Recyclingprozesse und auf Herstellungsprozesse wie die Garnherstellung, das Färben und das Zusammensetzen des Schuhs. Der



Transport von den Fabriken zu den Verteilzentren und weiter zu den Endverbrauchern, inklusive möglicher Rücksendungen, verursacht einen Fußabdruck von 0,7 kg CO₂e pro Paar. Das ist definitiv ein Schritt in die richtige Richtung. Allerdings hat Adidas auch schon gezeigt, dass es noch besser geht – zum Beispiel mit dem Adizero, der in Zusammenarbeit mit Allbirds entstanden ist.

Und für wen eignet er sich?

Adidas bewirbt den Supernova 2 als „Laufschuh für das tägliche Training“, als „Daily Trainer“ sowohl für Laufanfänger als auch für geübte Läufer. Er ist für jede Distanz geeignet. Auch Street-Style-Fans kommen nicht zu kurz: Der Retro-Touch des Schuhs lässt sich super zum Casual-Look kombinieren – auch für Nicht-Läufer. *Aylin Güler*

LÄDEN

Leinen und Tonerde

► „Kompromisslos“ trifft es gut – so sehen die neuen Jacquemus-Boutiquen in Paris und London aus. Im Flagship-Store des Londoner Luxuskaufhauses Selfridges findet man sich im Inneren eines Tontopfs wieder, mit Rundungen und langen Kanten: Die geschwungenen Wände wurden mit Tonerde verkleidet. Ein großes Fenster gibt den Blick auf die Straße frei. Die Jacquemus-Handtaschen in verschiedenen Farben mit gestärktem Henkel wirken hier museal.

Anders in den Galeries Lafayette Haussmann in Paris. Dort scheint die Jacquemus-Boutique inspiriert von der Welt des gesunden Schlafs. Wolkenweiß ist das Geschäftsinne, alles ist aus Leinenkissen gefertigt: die Wände, die Regale, die Sitzbänke, der Kassentresen, die Umkleidekabinen. Nur den Boden, sagt die Architektin Ellen van Loon, den habe ihr Team nicht mit Kissen gestalten können. „Für Frauen mit hohen Schuhen wäre das ein Problem gewesen.“

Ellen van Loon ist Partnerin beim niederländischen Architekturbüro OMA. Sie hat das Projekt realisiert, gemeinsam mit der zugehörigen Designagentur AMO und dem Architekten Giulio Margheri. Beide sind zum Gespräch aus London zugeschaltet. Wie geht man an die Gestaltung der Verkaufsfächen eines Luxuslabels heran? „Mit einer Recherchephase“, sagt Margheri. Ihnen sei schnell klar gewesen, dass sie sich mit dem Süden Frankreichs beschäftigen wollten, der Herkunft von Gründer Simon Porte Jacquemus. Also habe das Team Bücher herangezogen, Fotos, Filme. In einem Zeitungsartikel sei die Marke als „provenzalischer Pop“ bezeichnet worden, sagt Margheri, „das fanden wir einen interessanten Bruch“.

Van Loon war unter anderem für das Design des in diesem Jahr eröffneten Pop-up-Store von Tiffany & Co. in Paris mitverantwortlich, aber auch für die Architektur der Nationalbibliothek in Qatar, der niederländischen Botschaft in Berlin und für verschiedene Bauten in Rotterdam. Immer gehe es ihr darum, etwas Besonderes zu schaffen: „Im Fall von Jacquemus haben wir versucht, die Stimmung der Provence einzufangen.“

Dafür warfen van Loon und Margheri ihr übliches Vorgehen über den Haufen. Zuerst legten sie das dominierende Material für die jeweilige Boutique fest, davon ausgehend gestalteten sie die Räume – nicht umgekehrt. „Jedes Material zwingt einen zu bestimmten Formen“, sagt van Loon. Aus Kissen Vorhänge und Regale zu machen bringe zwangsläufig neue Designs hervor, an die man vorher gar nicht gedacht habe. „Das Vorgehen gab uns die Möglichkeit, jedes Geschäft einzigartig aus-



Kissen erlaubt: Die neuen Jacquemus-Geschäfte in Paris (oben) und London sind schon auf den ersten Blick keine typischen Designer-Boutiquen.

sehen zu lassen.“ Sie hätten die Boutiquen so gestalten wollen, dass sie nicht so sehr wie Verkaufsfächen aussehen. Die Kissen-Landschaften im Pariser Geschäft erinnern an ein Bett, in London stehen terrakottafarbene Stühle und Tische im Raum. „Wir haben versucht, einen Ort zu schaffen, an dem man bleiben will“, sagt van Loon. „Wie ein Wohnzimmer.“ Dass analog erfahrbare Geschäfte angesichts des zunehmenden Online-Handels völlig aus der Mode kommen, glaubt sie nicht. „Die Leute wollen rausgehen und ein Erlebnis haben, nicht einfach nur shoppen gehen.“ Nach Margheris Worten muss ein Geschäft „als Plattform dienen, in Zusammenarbeit mit dem Internet“. Etwa, wenn man sich Dinge in die Läden liefern lassen könne.



Ellen van Loon und Giulio Margheri haben versucht, für die Jacquemus-Läden in Paris und London eine provenzalische Stimmung einzufangen. Denn der Designer stammt aus dem Süden Frankreichs.

Fotos: Untertaken (4), Aylin Güler



ANNAMARIA
CAMILLI
FIRENZE

Pletzsch
JUWELIER SEIT 1897

Dortmund - Düsseldorf - Essen - Mülheim - Frankfurt - Sulzbach - Mannheim - Karlsruhe

www.pletzsch.de



Hallo Julia,
ICH SCHREIBE GERNE
POSTKARTEN. IM URLAUS
SUCHTE ICH IMMER BESONNENE
MOTIVE. HOPE YOU LIKE IT!
Liebe Julia
ES KENNT DU DAS GROSSE
BUCH MIT DEN KARTEN,
DEDE BEI DEINER
LINGO SCHICKTEN!

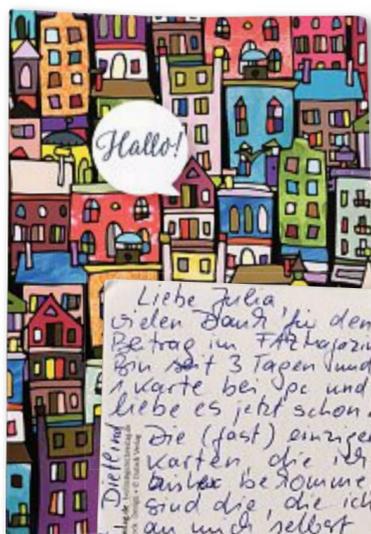
Ostseebad Koserow, Insel Usedom
Die neue, 300 m lange Seebücke nach
markantes Glockenturm wurde im
Frühjahr 2021 angelegt.
Hallo Julia, sei
gegrüßt u. Danke für Deine schöne
Idee. Es bringt mich zu
Lächeln. Ich würde es
schon tun. Das Leben ist kurz,
aber ein Lächeln ist was die Mühe
eurer Freunde. Ich bin 84 Jahre
alt u. freue mich über Post,
über die FAZ, die Sonne u.
das Meer - u. über Dich!
Abs.:
Am 5
1745



POSTKARTEN

Grüße aus dem ganzen Land

► In der September-Ausgabe des Magazins schrieb unsere Autorin Julia Verstraelen über ihr Hobby Postcrossing. Es ist eine so einfache wie schöne Idee: Man verschickt Postkarten und bekommt deshalb wiederum selbst regelmäßig Post aus aller Welt. Auch Sie konnten eine Karte an Julia Verstraelen schicken – und haben es vielfach getan: Schon innerhalb der ersten Woche nach Erscheinen erreichten sie zu Hause in Essen knapp 40 Postkarten aus ganz Deutschland. Es war alles dabei: blumig-bunte Urlaubsmotive und Selbstgebasteltes, kurze Grüße und Geschichten aus mehreren Karten, von jungen Frauen und alten Männern, von Geistlichen und Gefängnisinsassen. Ein Fest für jeden Postkartenliebhaber, also auch für Julia Verstraelen. Offenbar hat unsere Autorin vielen ein neues Hobby beschert: „Wirklich umgehauen hat mich die kurze Vorstellung von Postcrossing“, schrieb uns unsere Leserin Karin B. über das Magazin. „Und dann? Ja, dann habe ich mich angemeldet. Sieben Karten sind schon unterwegs, nach Finnland, Russland, Spanien, USA, Japan, Ukraine und in die Schweiz. Heute habe ich meine erste Karte erhalten, aus San Diego.“ Einige der Karten, die unsere Autorin bekommen hat, sehen Sie auf dieser Seite. Und wenn Sie genau hinschauen, erkennen Sie auch ihre Adresse. (F.A.Z.)



Liebe Julia,
vielen Dank für den
Beitrag im FAZ Magazin.
Bin seit 3 Tagen und
1 Karte bei Jpe und
Liebe es jetzt schon!
Die (fast) einzigen
Karten, die ich
bisher bekomme,
sind die, die ich
an mich selbst
schreibe, wenn ein
Urlaub besonders
schön ist. Das werde
ich weiter tun machen,
bin aber auch sehr
 gespannt auf Karten
von Freunden (Menschen + Orten ☺)

Herzlichst,
Dietlind
www.gemalte.de
www.gemalte.de
www.gemalte.de

Julia Verstraelen
Lührmannwald 51
45149 Essen



SUOMI - FINLAND
Joutsen - Swan
Liebe Julia,
wir missen wie Nils Holgersson
das Navi und ohne Buntstift
und Schwärze noch immer
unsern Kräfte per Brief
oder Postkarte an alle lieben
Menschen. Gedenke Dich an
jedem Tag an allen Ge-
schicken des Lebens.
Bleibe gesund und glücklich.
Knybelorgu, Christian
Kalenterista "Kain takkaan linnat" Oiva 1000
0 413360 000018

Frau
Julia Verstraelen
Lührmannwald 51
45149 Essen



VICENZA

FOPE

DAL 1929

Foto: Julia Verstraelen



Mehr als nur Düfte: Melanie Dal Canton bietet in ihrem Berliner Laden in Prenzlauer Berg auch Porzellan und Keramik an, unter anderem die schrägen Designs der Pariser Marke Astier de Villatte.



zugehen, denn sie expandiert. In Kürze soll ein neuer Standort für Körperbehandlung in Berlin eröffnen.

Dal Cantons Weg zur Inhaberin von Schönheitssalons war nicht gerade vorhersehbar. Sie stammt vom Bodensee und studierte Politikwissenschaften. Nach dem Studium wurde sie Geschäftsführerin bei Andreas Murkudis. Damals begannen Concept Stores damit, Kosmetik in ihr Sortiment aufzunehmen. Da merkte Dal Canton, dass es nicht leicht war, das Produktspektrum einfach auszuweiten: „Wenn du eigentlich geschult bist, Mode zu verkaufen oder Möbel, dann kannst du einen Kunden nicht gut beraten, der fragt: ‚Ich habe so kleine Äderchen, was soll ich da nehmen?‘“

Sie suchte nach alten Kosmetikmarken und fuhr zur historischen Klosterapotheke Santa Maria Novella in Florenz. „In Italien und Frankreich gibt es diese tollen alten Drogerien, da bin ich schon als Kind gerne reingegangen. Man stand da wie in einem kleinen Wunderkasten. Überall waren so schöne Fläschchen mit so schönen Farben, und es roch so gut“, sagt Dal Canton. Diese Kindheitsbilder hatte sie im Hinterkopf, als 2012 ein ideales Ladenlokal an der Knaackstraße frei wurde.

Die anfänglichen Reaktionen der Kunden waren zögerlich: „Warum ist das alles so teuer?“ In der Tat sind die Produkte bei Dal Canton nicht günstig. Eine kosmetische Behandlung kann 145 Euro und mehr kosten. Das muss man sich leisten können – und wollen. Vor zehn Jahren hätten die Leute ihr Geld lieber für teure Mäntel oder Taschen ausgegeben, nicht für Kosmetik, sagt Dal Canton. Drei Jahre brauchte sie, um sich zu etablieren. Viele Kunden kamen immer wieder und brachten sie auch durch die Corona-Zeit – mit Bestellungen, Gutscheinen oder indem sie einfach klopfen. Das Viertel, der Prenzlauer Berg, längst wohlhabend, mag dabei geholfen haben. Aber auch der Zeitgeist: Natürlichkeit ist im Trend. Im Trend ist auch eine gewisse Sehnsucht nach Ruhe und „self care“. Dal Canton merkt, dass die Nachfrage steigt: „Die Corona-Zeit, die ja auch bedrohlich war, hat viele wieder auf sich

selbst fokussiert. Und sie hat gezeigt, dass das Leben endlich ist und man sich etwas Gutes tun sollte.“

Hinzu kommt das Klima: Man will der Umwelt zumindest nicht schaden. Doch was macht ein nachhaltiges Produkt aus? Dal Canton sagt, heute gebe es viel „Greenwashing“ und teilweise ein falsches Verständnis von Natürlichkeit. Manchmal sei es ressourcensparender, einen Inhaltsstoff synthetisch nachzubauen, als die ursprünglichen Inhaltsstoffe zu verwenden. Bei Hyaluron, das früher aus Hahnenkämmen hergestellt wurde, mag das einleuchten. Warum nicht auch bei Rosenwasser? „Wenn ein Rosenwasser verhältnismäßig günstig ist, frage ich mich schon: Wer hat das geerntet und verarbeitet?“ Viele Produkte, die sie vertreibt, haben kein Biolabel, doch sage das inzwischen wenig aus. Stattdessen arbeite sie nur mit Marken zusammen, deren Arbeitsweisen und Herstellungsprozesse sie kenne.

So wie mit Susanne Kaufmann, der österreichischen Unternehmerin, die Dal Canton schon vor 16 Jahren kennenlernte, als Kaufmann mit ihrer Kosmetikmarke noch am Anfang stand. Das Treffen sei ein einschneidendes Erlebnis gewesen. Kaufmann hatte das Hotel ihrer Familie übernommen und für das dazugehörige Spa nie Produkte gefunden, die ihr zusagten. Also gründete sie ihr eigenes Unternehmen. „Das war die erste Marke, die super aussah“, sagt Dal Canton. „Sie war richtig anders designt als die ganzen anderen Pflegeprodukte und hat vermittelt: Ich bin gesund, ich benutze etwas Gutes.“

Das Susanne-Kaufmann-Design erwähnt sie nicht zufällig. „Weil früher alles verknappt war, waren die Dinge wunderschön gestaltet. In einer Ästhetik, die man auch dem Auge gegönnt hat.“ Diese Idee passt auch zur überraschenden Antwort auf die Frage, wie ihr Interesse für Kosmetik eigentlich entstand: „Ich habe mich schon immer ein bisschen damit beschäftigt, weil ich mich sehr für das Alte Ägypten interessiere. Dort waren die Menschen in dieser Hinsicht sehr fortschrittlich.“ Anregungen gibt es also genug. Wahrscheinlich wird sie so auch ihr 20. Ladenjubiläum feiern. *Anna Vollmer*

KOSMETIK

Melanie Dal Canton lässt Berlin (und ein paar weitere Städte) gut aussehen

► Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass MDC Cosmetic, der Berliner Laden von Melanie Dal Canton in Prenzlauer Berg, ein wenig an eine alte Apotheke erinnert. Auf zurückgesetzten, schlichten Regalbrettern säumen Porzellanfläschchen in hellen Farben die Wände. Der Geruch ist dezent, nicht parfümgetränkt. Melanie Dal Canton betreibt MDC Cosmetic seit zehn Jahren, weitere Geschäfte sind dazugekommen: in der Nachbarschaft und in München, wo sie nur die Produkte der Klosterapotheke Santa Maria Novella vertreibt.

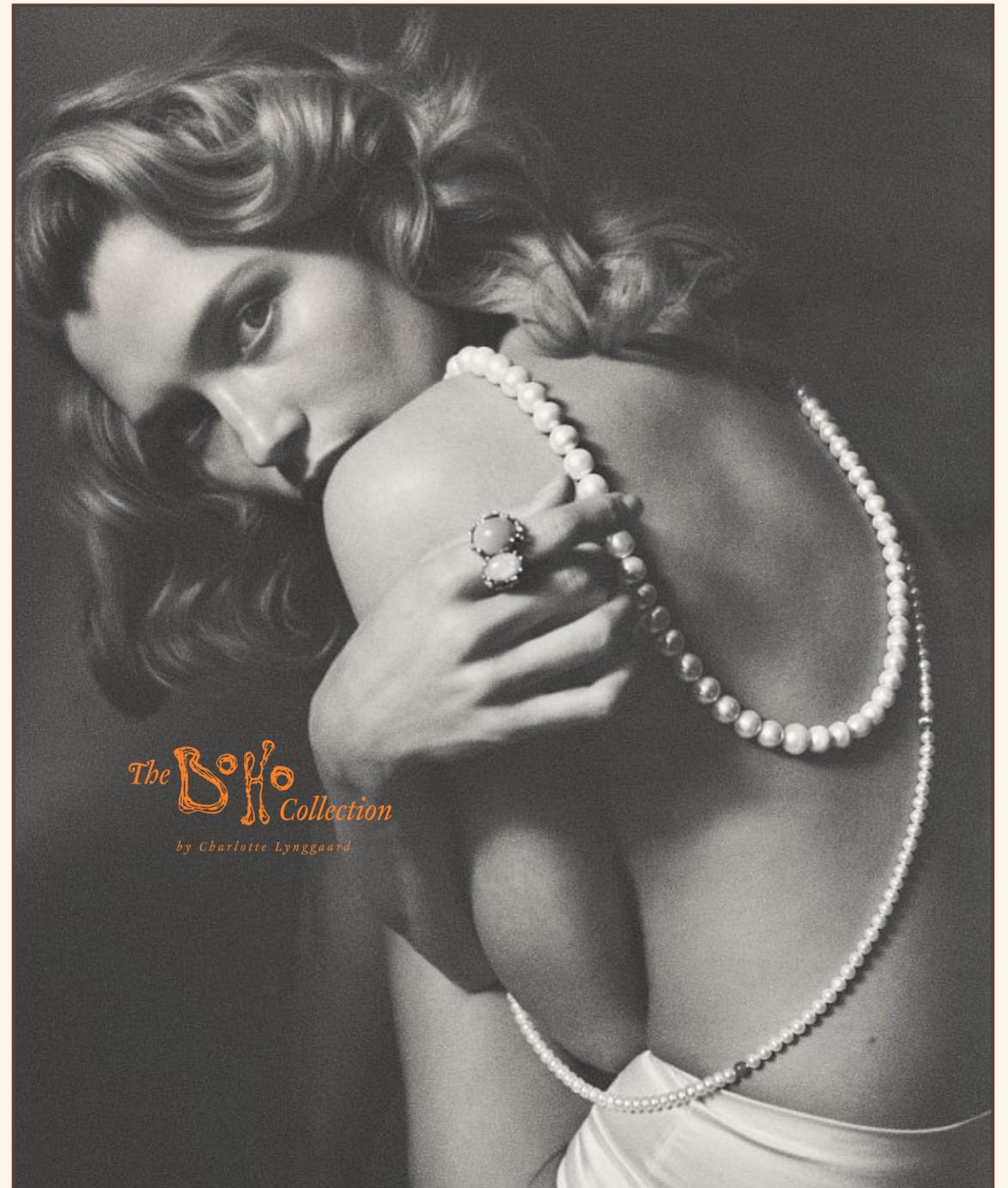
Da wären wir wieder, bei der Apotheke. Obwohl Apotheke natürlich nicht stimmt, zumindest nicht im aktuellen Sinn des Worts. Dal Canton verkauft Kosmetik, aber auch alles andere, was im weitesten Sinn mit Körperpflege und Wohlbefinden zu tun hat: gute Bürsten, gutes Shampoo. Sie bietet kosmetische Behandlungen und bald auch Massagen an. Bei MDC Next Door, dem Laden, den sie neben ihrem ersten Geschäft eröffnet hat, kann man auch Geschirr, Schmuck und kleinere Einrichtungsgegenstände kaufen. Ihr Konzept scheint auf-

► Wie sahen die Achtziger aus? Der Fotograf Burkhardt Rump aus Hannover hat sich ein Bild davon gemacht. Oder besser: Tausende Bilder. Die schönsten und schaurigsten Momente hat er mit uns in unserem Oktober-Heft geteilt. Nun ist das Storytelling online zu entdecken. Einfach den QR-Code scannen!



Foto: Jens Gjermany (3), Burkhardt Rump

BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT
OLE LYNGGAARD
SINCE 1963



The *Bo* Collection
by Charlotte Lynggaard

Flagship Stores • COPENHAGEN • PARIS • MUNICH • STOCKHOLM • SYDNEY
FOR STORE LOCATOR, VISIT www.oleynggaard.com



IN GOLD WE TRUST

Von Insa Hagemann
und Stefan Finger



Noch immer suchen in Kalifornien einige Unverdrossene nach Gold. Am San Gabriel River bei Los Angeles gräbt und wäscht Kenny. Manchmal steigt er dafür auch in dunkle Höhlen.

Kenny geht den steilen Berg hoch, als wäre es ein Sonntagsspaziergang. Dabei könnte ein falscher Schritt dazu führen, dass er den ganzen Hang am San Gabriel River hinabrutscht. Immer wieder zeigt er auf giftige Pflanzen, die man besser nicht berühren sollte. Kenny ist auf dem Weg zu einer Driftmine, einer Goldmine, die schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Berg hineingegraben wurde. Früher waren die Wege und die Minen hier befestigt, vor der großen Flut von 1938, die in einer Woche so viel Wasser in die Berge spülte wie sonst in einem ganzen Jahr. Die Flut und der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs setzten dem unternehmerischen Goldabbau am San Gabriel River ein jähes Ende. Zu teuer wäre es gewesen, die zerstörten Strecken und Minen wieder instanzzusetzen.

Bis weit in die Dreißigerjahre wurde an der Ostgabelung des San Gabriel River, nur etwa eine Autostunde von Downtown Los Angeles entfernt, im großen Stil Gold abgebaut. Dann verschwanden die Arbeiter – das Gold aber blieb. „Der Ort ist voll mit Gold“, sagt Kenny, der hier als Achtjähriger zum ersten Mal Gold fand. Fast ein halbes Jahrhundert später hat er seinen Beruf als Maurer aufgegeben. Seitdem lebt er für und vom Gold. Der seit einigen Jahren steigende Goldpreis befeuert den Goldrausch, der auch Hobbysucher anlockt – obwohl das Los Angeles County einen abermaligen Goldrausch im „Golden State“ kritisch sieht.

Damals war Kenny mit den Pfadfindern zum ersten Mal am San Gabriel River. Sie gaben ihm seine erste Pfanne und Schaufel in die Hand. Damit sollte er im Fluss nach Gold suchen. Und er hatte Glück. „Ich dachte, die verarschen mich. Ich hatte keine Ahnung, was ich da tat, und hatte Gold gefunden.“ Von diesem Moment an ließ ihn das Gold nicht mehr los.

Kenny bleibt am Eingang der Mine stehen, um die Geschichte greifbar zu machen. Hineingehen sollte man besser nicht: „Zu gefährlich.“ Eine Goldwaschrinne, eine Spitzhacke und ein paar Rohre liegen im Eingang, als machte ihr Besitzer nur eben



Wenn Kenny einmal der Goldrausch gepackt hat, ist er nicht mehr zu halten. Andere Goldgräber nennen ihn „die Maschine“, weil er ohne Pause stundenlang nach Gold graben kann. Das Wasser hilft ihm dabei, weil die Strömung Gold von Steinen und Erde trennt. Er freut sich schon über kleine Funde. Der Goldrausch lässt ihn manchmal auch unvernünftig werden und Risiken eingehen, die niemand kalkulieren kann. Aber irgendwann kommt er in dieser Höhle nicht mehr weiter.



eine Pause. Der Goldsucher, der hier gegraben hat, ist ein Freund von Kenny. „Ich habe ihm immer gesagt, dass er das lassen soll. Das ist lebensgefährlich hier. Die Mine kann jederzeit einstürzen.“ Sein Freund ließ sich nicht umstimmen, fand immer wieder Gold und versuchte, eine Genehmigung zu bekommen, um hier offiziell nach Gold graben zu dürfen. Seitdem haben die Ranger dafür gesorgt, dass er nicht mehr nach Gold suchen kann: Sie hätten ihm immer wieder Strafzettel geschrieben.

Kenny zieht es nun doch hinein, gegen jede Vernunft, er kraxelt in das kleine Loch. Ein dicker Holzstamm am Eingang hält die 150 Jahre alte Konstruktion. Kennys Kopflampe gibt kaum Licht. Trotzdem will er tiefer in die Mine. „Hier scheint er was gefunden zu haben.“ Kenny haut etwas Gestein aus der Wand. Noch weiter geht er in die Mine, dorthin, wo sein Kumpel noch nicht gegraben hat. Gebückt dringt er weiter vor, stößt mit dem Kopf gegen die rauhe Wand, bleibt plötzlich stehen und hält den Atem an: „Ah, ich dachte, das wäre eine Schlange. Es ist aber nur ein Stock.“ Dann lässt er sich in eine kleine Grube fallen, das Wasser spritzt. „Hier ist ein Schlauch für Luft.“ Der Staub des Gesteins nehme einem den Sauerstoff, wenn man einmal mit der Spitzhacke zugange sei. Er bricht wieder Brocken von den Wänden ab. Etwas fällt herunter. Seine Lampe, die er inzwischen in der Hand hält, hat nun ganz den Geist aufgegeben. Er schlägt sie gegen die Wand, als ob das eine Batterie aufladen könnte. „Wir sollten verdammt noch mal von hier verschwinden.“

Am Samstagmorgen kommen die Ausflügler aus Los Angeles an den San Gabriel River. Bis zu 15.000 Besucher sollen es im Sommer täglich sein. Sie gehen picknicken, wandern, manche bis zur „Bridge to Nowhere“, einer Bogenbrücke, die ins Nichts führt. Sie wurde 1936 gebaut und sollte das San Gabriel Valley mit Wrightwood verbinden. Das war vor der Flut. Nach der Flut wurde nicht mehr weitergebaut. Unter die Familien und Wanderer mischen sich auch Hobbygoldsucher wie Alvaro. Mit einem Metall-detektor ist er am Ufer unterwegs. Alle zwei Wochen sei er hier, um nach Gold zu suchen, erzählt er. An einem Tag habe er so einmal 3000 Dollar verdient. Ein anderer Goldsucher, dessen Namen er nicht kennt und den er auch noch nie getroffen hat, habe hier an einem Tag schon mal Gold im Wert von 80.000 Dollar gefunden. Solche Geschichten machen am San Gabriel River die Runde. Einmal wird auch sein „Lucky Day“ sein, da ist sich Alvaro sicher. Goldgräberei sei ein bisschen wie Glücksspiel, nur gesünder.

Die Gemeinde Azusa, in der sich die Ostgabelung des San Gabriel River befindet, findet diese Form des Tourismus alles andere als witzig. Auf ihrer Internetseite verliert sie kein Wort über die Goldsucher des 21. Jahrhunderts. Dort werden Wanderwege beschrieben und Picknick-möglichkeiten geschildert. Auf Informationstafeln zeigen bunte Bilder fröhliche Ausflügler.

In der Stadtgeschichte endet die Zeit der Goldsucher 1874. In den 20 Jahren zuvor hätten rund 2000 Minen-arbeiter eine Stadt namens El Doradoville gegründet und insgesamt Gold im Wert von zwölf Millionen Dollar abgebaut. Auch für die Touristen sind die verbliebenen Goldsucher kaum sichtbar. Der verschlungene Flusslauf und die üppige Vegetation erschweren den Überblick. Und so machen Touristen Selfies von ihrem Abenteuer in der Natur, während ein paar Meter weiter ein Goldgräber sein großes Glück sucht. Fragt man die Touristen, schwören sie, dass es hier in der Gegend keine Goldgräber gibt.

Das stimmt immerhin ein bisschen. Denn die Zeiten sind vorbei, als Dutzende Goldsucher in Camps am San Gabriel River wohnten und mit Hydraulikpumpen und schwerem Gerät den Fluss einzeln oder in Gruppen absuchten. Seit der damalige Präsident Barack Obama 2014 die San Gabriel Mountains zum National Monument erklärte, stehen sie unter besonderem Naturschutz. Der U.S. Forest Service will alle Goldsucher aus dem Gebiet verbannen. Kenny bezeichnet die Menschen, die gegen die Goldsucher angehen, als „radikale Umweltschützer“.

„Ich liebe die Natur hier. Wieso sollte ich ihr schaden?“, fragt er. Richtig sei das Verbot, mit Maschinen nach Gold zu suchen. Und auch das Unterhöhlen von Bäumen sei zu Recht verboten. „Aber ich kann nicht erkennen, wie wir dieser Region hier schaden sollten, wenn wir mit unseren

Händen nach Gold suchen.“ Schließlich sei das Graben nach Gold ein wichtiger Teil der Geschichte des „Goldenen Staats“. Und die Größe des Gebiets von rund 140.000 Hektar macht es den Behörden ohnehin unmöglich, die gesamte Region zu kontrollieren.

Als Kenny an diesem Samstag die Wanderer freundlich grüßt, die an seiner Schlafstätte vorbeikommen, stecken seine Füße in einem riesigen Pool – doppelt so groß wie sein Zelt, das ihm als Zuhause dient. Gestern hat er ihn zusammen mit einem Freund bis zu seinem Schlafplatz geschleppt. Mitten im Nirgendwo hat der frühere Maurer mühsam eine Terrasse angelegt, Flächen begradigt und aus Felsbrocken eine Mauer gebaut. „Die Hälfte bis zur Brücke habt ihr schon geschafft“, ruft er den Touristen entgegen. Einige schreckt das ab. Vom Parkplatz bis hierher mussten sie schon zweimal den Fluss überqueren und an Hängen entlang kraxeln. Seit mindestens drei Stunden haben sie keinen Handyempfang mehr. Vielleicht sind sie schon einer Klapperschlange begegnet. Auch vor Bären und Bergglöwen ist man hier nicht sicher. Für Kenny ist der Ort nur ein zentral gelegenes Winterquartier mit historischer Bedeutung. Früher, in der alten Goldgräberstadt, habe an diesem Platz das Bordell gestanden. Gold wurde hier in Geld getauscht, an einer Stelle wurden Pferde angebunden. Kenny macht es wütend, dass die Geschichte des Golds hier keine Rolle mehr spielen soll.

Was Kenny von der aktuellen Weltpolitik weiß, hat er in einem alten Transistorradio gehört. Sportübertragungen verfolgt er gerne, vor allem wenn die Los Angeles Dodgers Baseball spielen, oder auch die Nachrichten. „Der Goldpreis ist immer ein ganz guter Indikator dafür, was in der Welt los ist“, sagt Kenny. Früher hätten sich seine Freunde über ihn lustig gemacht, als er den Job aufgab, um nur noch Gold zu suchen. „Als Maurer habe ich vor zehn Jahren 20 oder 25 Dollar in der Stunde verdient. Dann bin ich hier runtergekommen, habe den ganzen Tag nach Gold gesucht und vielleicht Gold im Wert von 25 Dollar gefunden. Da haben meine Freunde gelacht. Aber ich bin besser geworden. Jetzt finde ich mindestens ein paar Gramm am Tag, und der Preis für Gold hat sich verdoppelt.“ 2017 lag der Goldpreis noch bei etwa 44 Dollar pro Gramm, in diesem Jahr könnte der Durchschnittspreis für ein Gramm um 60 Dollar liegen.

Kennys Freunde wollen jetzt von ihm wissen, wo genau er am meisten Gold findet. Natürlich kennt er Stellen, die erfolgversprechend sind. „Aber Gold ist hier überall“, sagt er, nimmt seine Schaufel und geht wie zum Beweis zum Fluss. Er erzählt vom Gewicht des Golds, über Anzeichen für sein Vorkommen, und er trägt mit der Schaufel Erde ab, immer und immer wieder, ohne Pause, in der Hitze Kaliforniens. Die Erde wirft er in ein abgenutztes Sieb im Fluss, durch das Wasser rauscht. „Gold ist so schwer, dass es unten bleibt. Die Erde und Steine waschen sich raus.“ Immer wieder neue Erde, kritische Blicke, Siebkontrolle. Nach einer Stunde: Gold! Im Wert von etwa fünf Dollar. Zufrieden ist er damit nicht. Aber vielleicht hat er auch nur zu früh aufgehört. „Gold ist in jedem Fall da.“

An seinem Zelt sitzt Kenny auf einem Campingstuhl und versucht, sich einen Kaffee zu kochen. Die Flamme des Kochers erlischt zum dritten Mal, er holt sich eine Wanne als Windschutz. Das einfache Leben im Nirgendwo genießt er. „Ich mag es, allein in der Natur den ganzen Tag draußen zu sein.“ Kenny spricht kurz über die Familie, die ihm geblieben ist: seine Schwester, seinen Schwager, seine Nichte. Aber lieber spricht er über Gold. „Ich will das Gold gar nicht haben. Ich will es nur suchen. Das macht mir Spaß, das treibt mich an. Das ist wie bei einem Fischer. Dem macht es auch mehr Spaß, an einem Ort zu fischen, an dem viele Fische ins Netz gehen, auch wenn er sie nicht alle isst.“ Mit dem Geld kauft sich Kenny bei Online-auktionen Schürfrechte, Claims, um an anderen Orten suchen zu dürfen. Einen hat er in Alaska. Doch gleich beim ersten Besuch dort stellte er fest, dass sein Claim ein beliebter Wanderweg von Grizzlybären zu sein schien. Ohne zweite Person, die dauernd mit einem Gewehr Wache schiebt, könne man dort nicht graben. Außerdem ist es ihm zu kalt. Seine nächsten Schürfrechte möchte er am American River in Kalifornien erwerben. Da gebe es weniger Touristen. Und überall Gold. ◀



// „Ich will das Gold gar nicht haben“, sagt Kenny. „Ich will es nur suchen. Das macht mir Spaß, das treibt mich an.“ //



Kenny erholt sich an seinem großen Planschbecken am Weg zur „Bridge to Nowhere“. Hier kann er gar nicht übersehen werden. Der Goldsucher spricht gerne mit den Touristen, sofern sie überhaupt bis zu ihm vordringen, und erklärt ihnen alles rund um das Thema Gold am San Gabriel River.



Lena Kati Nelly Xiaoqian Jessie

Xiaoqian Xu trägt ein Collier mit Diamanten,
Chrysoptas- und Onyxsteinen von Van Cleef & Arpels aus der Kollektion
Bouton d'or. Der Glieder-BH ist von Ludovic de Saint Sernin.

Sie gehören gerade zu den
spannendsten Models. In Paris
tragen sie aktuellen Schmuck.

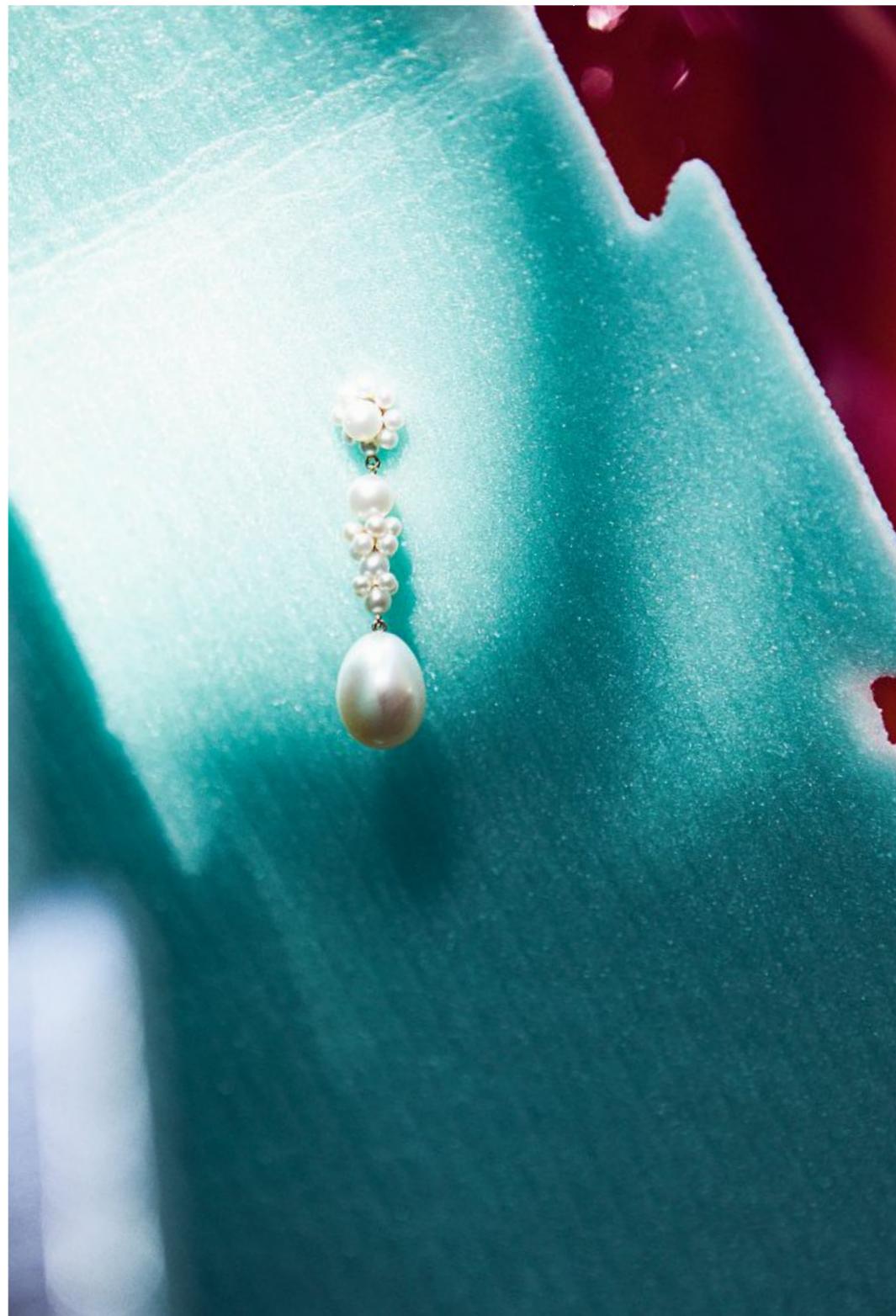
*Fotos Julia von der Heide
Styling Markus Ebner*





Kati Nescher trägt ein Armband von Boucheron als Kette aus der Kollektion Jack de Boucheron Ultime. Der Ohrhänger mit Diamanten, ebenfalls von Boucheron, der auch als Brosche getragen werden kann, ist aus Weißgold sowie aus Cofalit, das auf der Basis von Industrieabfällen aufbereitet wurde. Das Oberteil ist von Gauchere.

Xiaoqian Xu trägt Perlenohrringe aus Gelbgold von Sophie Bille Brahe (über White Bird).

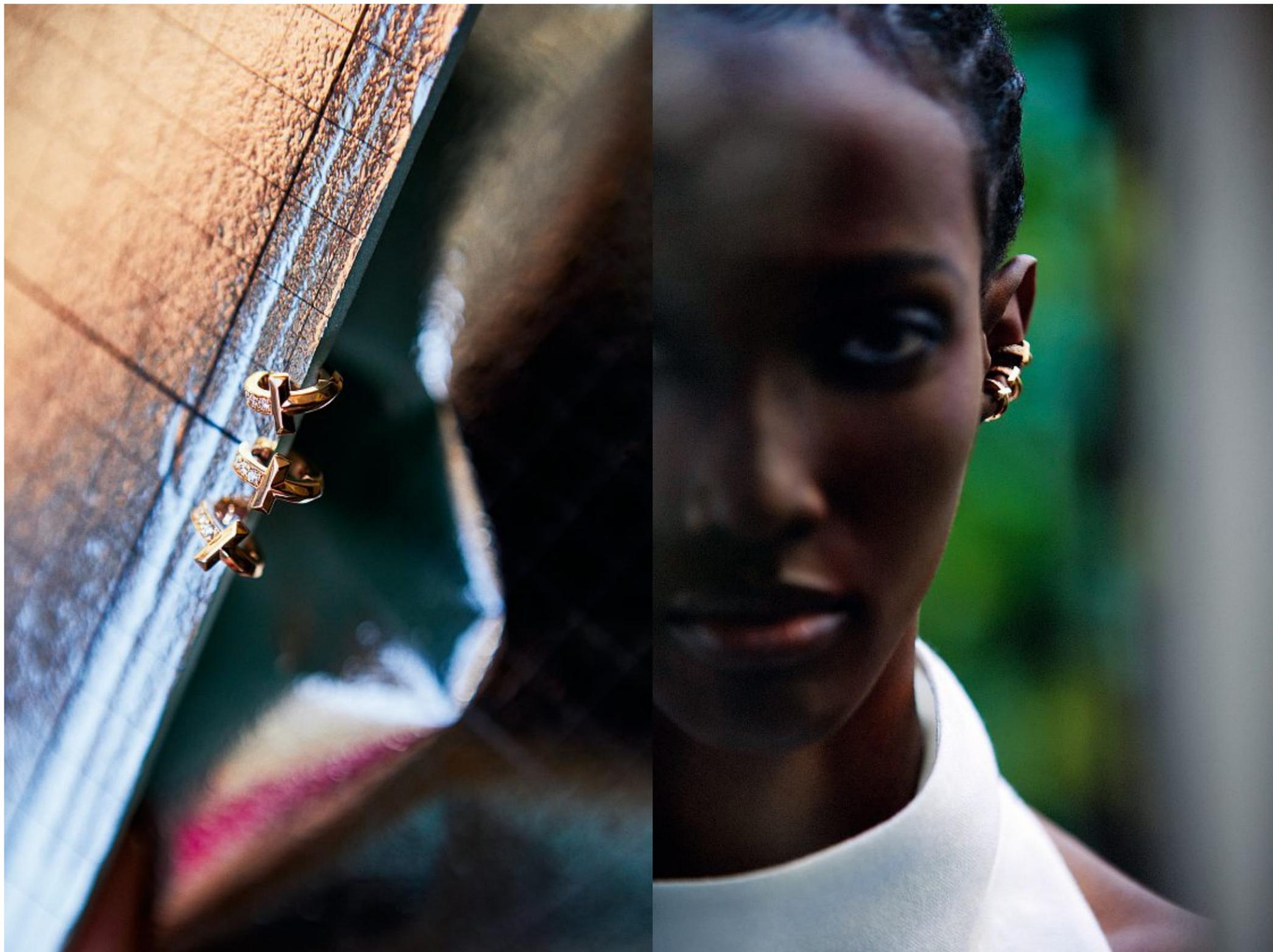




Nelly trägt Ohrringe aus Roségold mit Diamanten von Tiffany & Co. aus der T1-Kollektion. Der Einteiler ist von Boutet Solanes.



Lena Mantler trägt einen Cartier-Halsreif aus Gelbgold mit Tsavoriten aus der Kollektion Panthère de Cartier. Jacke und Bandeaup von Gauchere.





Jessie Aina trägt eine Kette und Kreolen aus Roségold mit Diamanten von Pomellato aus der Iconica-Kollektion. Das Kleid ist von Koché.

Fotos: Julia von der Heide
Styling: Markus Ebner
Models: Kati Nescher (AM Modelmanagement),
 Jessie Aina (Women), Lena Mantler (AM Model-
 management), Nelly (Next), Xiaoqian Xu (Next)
Haare: Gabriel de Fries
Make-up: Yusaku Nakahara
Mode- und Schmuck-Koordination: Evelyn Tye
Foto-Assistenz: Alina Cherubin
Styling-Assistenz: Pierric Antoine,
 Alexander Rottenmanner

Fotografiert am 19. Oktober 2022 in Paris.



HOFACKER
www.goldschmiede-hofacker.de/bhs



Ein Koffer steht bestenfalls schon bereit, wenn man loswill. Also vielleicht jetzt, im reisearmen Spätherbst, an einen neuen denken. (Impack)



Unnützes, aber schönes Wissen, Folge soundsoviel: Das Sandmännchen heißt in Dänemark Ole Lukøje aus dem gleichnamigen Märchen von Hans Christian Andersen. Übersetzt: Ole Augenschließer. Diesen hat die Designfirma Kay Bojesen geschnitzt.

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von
Jennifer Wiebking



Badeschaum, Badesalz, kennen wir. Älter, aber unbekannter ist das Ritual der Badetees. Soul Bath versucht sich am Comeback.

Die Uhr für 1,1 Millionen

Der Markt für Luxusuhren ist abgegrast, heißt es. Viele Juweliere warten nicht auf Kunden, sondern auf Ware zum Verkaufen. Entsprechend steigen die Gebote für die ganz großen Seltenheiten: In Paris wurde eine Cartier Cheick jetzt für sage und schreibe 1,1 Millionen Dollar versteigert. Und in London erzielte die Omega Seamaster Diver, die Daniel Craig in seinem letzten Bond-Film trug, 226.800 Pfund.



Heizen ist teuer. Kommt die Nachtmütze zurück? Diese aus dem 18. Jahrhundert ist bis April Teil der Ausstellung „Hauptsache“ im Bayerischen Nationalmuseum.



Diese Vase macht dem Wort Blumenschmuck alle Ehre. Entworfen hat sie Isabel Bonner, die sich mit Ketten und Ringen sonst dem Körper zuwendet.



Der Niederländer Meindert Wolfraad zog einst nach Australien. Was ihm dort fehlte? Klar, ein vernünftiges Fahrrad. Er gründete eine Marke, Lekker, deren Räder jetzt auch hier zu haben sind.



Wer so einen schönen Traumfänger bastelt? Vielleicht Ihre Kinder! Mit der Buddelbox können die Kleinen per Abonnement monatlich zeigen, wie kreativ sie mit dem umgehen, was sie draußen in der Natur finden.

Trendprodukt mit 35

Zuerst drang der Duft bis auf die Straßen britischer Fußgängerzonen. Später roch es so in Berlin am Hackeschen Markt. Irgendwann auch am Mannheimer Hauptbahnhof. Die Rede ist von Lush, der Kosmetikkette mit den Stückseifen. Nun feiert das 27 Jahre alte Unternehmen den Geburtstag seines ersten Produkts, der Shampoo-Seife. Die ist sogar noch älter. Die Lush-Mitgründer stießen schon 1987 auf die Idee.



Das Foto mag einen anderen Eindruck erwecken, aber auch den November kann man sich schöner trinken. Die Rebels 0,0% servieren dazu sogar alkoholfreie Drinks.



Kein plakatives Logo, klare Farben und Linien. Die Sneaker von Vor aus München zeigen, wofür deutsches Design bekannt ist: Minimalismus.



Von der Garngewinnung bis zum Verkauf legt ein Kleidungsstück üblicherweise Tausende Kilometer zurück. Den längsten Weg könnte dieser Pullover von John Smedley bis zu seinem Besitzer erst noch vor sich haben. Er ist lokal in Großbritannien gefertigt, in einem Radius von 300 Meilen.



EST.  1830
WOOLRICH

**CERTINA DS 1968**

Bestehende Strukturen infrage zu stellen – darum ging es im Jahr 1968. Auch die Designer von Certina ließen sich wohl damals vom Nonkonformismus der Zeit anstecken. Sie fingen an, neben runden Uhren auch kissenförmige zu bauen. Dazu gehört ein Chronograph, der als Vorlage für diese Neuauflage diente. Sie ist wahlweise ganz in Schwarz mit einem PVD-beschichteten Gehäuse zu haben oder in poliertem Edelstahl. Im Inneren tickt ein modernes Automatikwerk mit Siliziumspirale. **2040 Euro**

FREDERIQUE CONSTANT CLASSICS CARRÉE AUTOMATIC

Man muss keine hohen vier- oder gar fünfstelligen Beträge anlegen, um eine besonders elegante Uhr zu tragen. Siehe Frederique Constant und die Classics Carrée des Hauses. Das rechteckige Gehäuse misst 30 x 33 Millimeter und trägt sich deshalb auch an einem schmalen Handgelenk sehr angenehm. **995 Euro**

**GARMIN MARQ AVIATOR**

Manch einer reißt sich verwundert die Augen. Garmin? Hier? Zwischen den Luxusuhren? Doch der amerikanische Elektronikspezialist hat in den vergangenen Jahren in den Schaufenstern vieler Juweliere einen Platz erkämpft – mit der Modellreihe Marq. Deren zweite Auflage steht dem klassischen Uhrenbau im Hinblick auf Design und Materialauswahl in nichts nach. Fünf Modelle gehören dazu, kombinierbar mit schnell wechselbaren Bändern aus Titan, Silikon, Textil und Leder. **2350 Euro**

**MÜHLE GLASHÜTTE SAR MISSION-TIMER**

Die SAR Rescue-Timer ist eine Instrumentenuhr, die seit 2002 nach Anforderungen der Seenotretter der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gebaut wird und wie keine andere für die Marke Mühle Glashütte steht. Den Seenotrettern hält Mühle seit 20 Jahren die Treue, auch mit finanzieller Unterstützung. Zum runden Geburtstag wird die SAR-Linie um den Mission-Timer ergänzt. Er ist aus Titan gefertigt, kommt schlanker und leichter daher, ist aber nach wie vor – wie die Seenotretter – hart im Nehmen. **1850 Euro**

PIAGET POLO

Die Piaget Polo ist eine elegante Uhr, die Damen und Herren gleichermaßen tragen können. Zwar misst sie 42 Millimeter, doch sind Bänder und Bandanstöße so gestaltet, dass sich die Polo auch um ein schmales Handgelenk schmiegt. Und die roségoldene Variante mit grünem Zifferblatt und Band ist für Männer mal etwas anderes als die allgegenwärtigen Stahlmodelle. **30.400 Euro**

**RADO CAPTAIN COOK CHRONOGRAPH**

Der Kapitän segelt weiter auf Erfolgskurs. Mit der Captain Cook hat Rado alles richtig gemacht und das eigene Image korrigiert. Bei der Marke der Swatch Group können sie eben nicht nur flache, elegante Uhren bauen, sondern auch einen Chronographen, der wahlweise in Stahl oder Bronze zu haben ist. Ihm fehlt nur leider etwas die Unaufgeregtheit der Dreizeigermodelle aus derselben Modellreihe. **Von 3900 Euro an**

**CHOPARD ALPINE EAGLE XL**

Die Uhren werden wieder kleiner. Chopard ficht das nicht an: Der sportive Chronograph Alpine Eagle im XL-Format hat ein 44-Millimeter-Gehäuse. Es besteht aus einer hyperallergenen Edelstahllegierung, die besonders hautfreundlich sein soll. Als Antrieb dient das automatische Manufakturwerk Chopard 03.05-C mit einer Gangreserve von 60 Stunden. Wie üblich liegt auch dieser Chopard-Uhr ein Chronometerzertifikat bei, das ihre hohe Gangpräzision bescheinigt. **19.800 Euro**

Herbstzeitlose

Von Martin Häußermann

IWC SCHAFFHAUSEN FLIEGERCHRONOGRAPH LAKE TAHOE

Diese Marke traut sich etwas. Die Deutschschweizer kleiden ihren klassischen Fliegerchronographen in Keramikgehäuse und statten ihn mit Kautschukbändern aus. Lieferbar ist das Modell in Beige, Tannengrün und Weiß; letztere Uhr hat den Zusatznamen Lake Tahoe. Dass die Schaffhäuser die Sonderedition nach der amerikanischen Militärpilotenschule Top Gun benannt haben, kann man allerdings fragwürdig finden. **11.600 Euro**

**ROLEX AIR-KING**

Das Rolex-Fieber grassiert weiter. Juweliere berichten, dass Interessenten derzeit jegliche verfügbare Stahluhr kaufen, Hauptsache sie hat ein Krönchen. Im Vergleich zur Nachfrage sind das nicht viele. Dieses Schicksal ereilt nun sicher auch die für Rolex-Verhältnisse günstige Air-King. Lange führte sie ein Schattendasein neben den beliebteren Modellen Submariner und GMT Master II. Doch nun wurde sie optisch, unter anderem mit Flankenschutz für die Krone, aufgewertet und steigt damit in die Gattung der begehrten Tool-Watches auf. **6850 Euro**

HAMILTON KHAKI AVIATION PIONEER

Anfang der Siebzigerjahre belieferte die damals amerikanische Marke Hamilton die britische Luftwaffe mit Chronographen. In Anlehnung an dieses historische Vorbild legt Hamilton, das inzwischen zur schweizerischen Swatch Group gehört, die neue Khaki Aviation Pioneer auf. Nun ist Retro-Design nicht unbedingt Ausdruck von Kreativität, doch wirtschaftlich kann man mit dieser Strategie nicht viel falsch machen. Zumal wenn eine Uhr handwerklich so gut gemacht ist wie diese. **2095 Euro**

**LONGINES ULTRA-CHRON**

Mit Retro-Design haben sie es gerade bei der Swatch Group. Wohl weil auf diese Weise zuverlässig mit wirtschaftlichem Erfolg zu rechnen ist. Von Longines gab es gerade erst eine neue Retro-Fliegeruhr, nun kommt ein Retro-Taucher. Dessen 1968 noch kissenförmiges Gehäuse wurde zeitgemäß abgerundet und mit einem modernen Uhrwerk ausgestattet. Das tickt, dem Modellnamen Ultra-Chron entsprechend, mit einer Schwingfrequenz von fünf Hertz oder 36.000 Halbschwingungen pro Stunde. **3760 Euro**

**SWATCH MOONSWATCH**

Schon im Frühjahr bildeten sich vor den Türen der Swatch-Läden lange Schlangen. Alle wollten die Kunststoffuhr namens Moonswatch. Aber längst nicht alle bekamen die Uhr, die aussieht wie die Moonwatch. So nennen Kenner die Omega Speedmaster, die wir auf dieser Doppelseite auch zeigen. Die Eisernen wandten sich ob der billigen Kopie mit Entsetzen ab. Viele andere standen Schlange. Und tun es sicher bald wieder, wenn die nächste Charge in die Läden kommt. **250 Euro**

**SINN 1739**

Sinn Spezialuhren aus Frankfurt hat das Image eines Herstellers markanter Instrumentenuhren. Das ist richtig, aber nicht die ganze Wahrheit. Sinn kann auch elegant. Das haben die Hessen schon mit verschiedenen Versionen der Frankfurter Finanzplatzuhr bewiesen. Nun wurde das Modell 1739 Ag B vorgestellt, das trotz seiner prosaischen Typbezeichnung – und wegen seines ausgewogenen schlichten Designs – den Red Dot Award für Produktdesign bekam. **2350 Euro**

TUDOR BLACK BAY PRO

Tudor tut was für Reisende. Die Rolex-Schwester ergänzt ihr Angebot an Zeitzonenuhren um die Black Bay Pro, die an die Rolex Explorer II erinnert. Technisch ist die kleine Schwester vollkommen eigenständig und baut das eigene Manufakturwerk Kaliber MT 5652 ein. So lässt sich am Reiseziel der Stundenzeiger verstellen, ohne das Uhrwerk anhalten zu müssen. Ein 24-Stunden-Zeiger informiert über die Heimatzeit. **Von 3040 Euro an**

**GRAND SEIKO ELEGANCE OMIWATARI**

Grand Seiko ist in Europa noch immer ein Geheimtipp. In Japan rangieren die besten Produkte der Marke auf dem Niveau von Rolex und Omega. Die Neuerscheinung in der Elegance-Kollektion ist da ein gutes Beispiel. Ihre Zusatzbezeichnung Omiwatari erinnert an eine japanische Legende und bedeutet übersetzt „Kreuzung der Götter“. Das fein strukturierte weiße Zifferblatt soll das darstellen. Weltlich ist aber auf jeden Fall das Kaliber 9R31 mit patentierter Spring-Drive-Hemmung. **8800 Euro**

**OMEGA SPEEDMASTER 57**

Die Apollo-11-Mission machte die Omega Speedmaster zur Legende. Schließlich trugen Neil Armstrong und Buzz Aldrin, die ersten Menschen auf dem Mond, die Speedmaster am Arm. Nun gönnt Omega ihr einen modischen Auftritt. Als Speedmaster 57 tritt sie mit einem schlanken Durchmesser von 40,5 Millimetern und mehreren verschiedenen Zifferblattfarben an. **Von 8600 Euro an**

Seine Zeit mit der Zeit

Von Martin Häußermann

Ludwig Oechslin ist einer der größten Uhrenfinder. Gerade ist er 70 Jahre alt geworden. Aber er macht einfach weiter. Wie tickt dieser Mann?



Mit der Trilogy of Time für Ulysse Nardin drehte Oechslin die Uhrenwelt weiter. Hier zu sehen ist eine Sonderedition in Platin, die 2003 vorgestellt und zum Set-Preis von 270.000 Euro verkauft wurde. Von links: Tellurium Johannes Kepler, Planetarium Copernicus und Astrolabium Galileo Galilei.



Foto: Martin Häußermann (Z), Unternehmen

Wenn es um Uhren geht, schaut Ludwig Oechslin ganz genau hin. Der Uhrmacher, hier zu sehen in seiner Werkstatt in Renan im Kanton Bern, kann aber auch gelöst in die Zukunft blicken.



Hier wird Zeitgeschichte geschrieben. Ludwig Oechslin hat sein Atelier im Schweizer Jura, im Herzstück der eidgenössischen Uhrenindustrie. Und wenn man die Zeit anhalten könnte, um seine Leistungen zu ermessen, müsste man früh beginnen. Für die Manufaktur Ulysse Nardin hatte er das Astrolabium Galileo Galilei entwickelt, schon 1985 wurde es auf der Basler Uhrenmesse vorgestellt. 1989 wurde es als komplizierteste Armbanduhr der Geschichte ins Guinness-Buch der Rekorde aufgenommen. Die extrem komplexe Uhr zeigt neben der Lokalzeit die Sonnenzeit, den Lauf und die Finsternisse von Sonne und Mond sowie die Position bestimmter Fixsterne. Außerdem ermöglicht sie die Bestimmung der Himmelsrichtungen, der Jahreszeiten und der Bewegung des Tierkreises.

Das war der Start der „Trilogie der Zeit“. Noch im selben Jahr folgte das Planetarium Copernicus. Es kombiniert das ptolemäische Weltbild mit der Erde im Zentrum mit dem heliozentrischen Weltbild von Kopernikus mit der Sonne im Mittelpunkt des Universums. Drei Jahre später erschien das Tellurium Johannes Kepler, das die Bewegung der Erde vom Nordpol aus betrachtet. Mit diesen Konstruktionen sorgte Oechslin für Furore in der Uhrenbranche – und rückte seinen Auftraggeber Ulysse Nardin wieder ins gewünschte Licht, das mit der Lancierung des Ewigen Kalenders und des Modells Freak noch heller leuchtete.

Die Uhr begann zu ticken, als Ludwig Oechslin in Gabicce Mare in den italienischen Marken geboren wurde. Aufgewachsen ist er in Luzern, wo er dieses Jahr seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Eigentlich war für ihn eine akademische Karriere vorgesehen. Seit 1972 studierte er in Basel Archäologie mit den Nebenfächern Griechisch, Latein und Alte Geschichte. Doch dann ließ ihn sein Latein-Professor bei einer Prüfung auch noch im dritten Versuch durchrasseln. „Ich habe mir gedacht, dass ich einfach zu dumm für dieses Studium bin und mir nun etwas suchen muss, damit ich meinen Lebensunterhalt bestreiten kann“, erzählt Oechslin. Als handwerklich begabter Bastler kamen für ihn die Berufe des Goldschmieds oder des Uhrmachers infrage. „Uhrmacherei hatte sich dann schnell verfestigt. Das hat mich mehr interessiert, weil mehr Theorie und Mathematik dabei ist.“ Schließlich fand er in Jörg Spöring einen Lehrmeister.

Dabei war die Schweizer Uhrenindustrie Mitte der Siebzigerjahre im Niedergang begriffen – man sprach von der Quarzkrise. Wettbewerber aus Fernost fluteten den Markt mit batteriebetriebenen Quarzuhren, viel günstiger als die mechanischen Schweizer Uhren und viel genauer. Das kostete namhaften Uhrenmarken die Existenz und vielen Menschen den Arbeitsplatz.

Aber die Zeit lief weiter. Das erkennt man noch ein halbes Jahrhundert später, wenn man Ludwig Oechslin in einem mausgrauen Gewerbebau in Renan trifft, einer Kleinstadt, die zum Kanton Bern gehört. Er trägt blaue Baggy-Shorts und ein lockeres blaues Kurzarmhemd. In der Brusttasche Stifte, am Gürtel ein schwarzes Etui mit Schweizer Offiziersmesser. Die nackten Füße stecken in Outdoorsandalen, auf der Nase klemmt eine bügellose Brille. Dieser Mann hält nichts von Konventionen.

Über einen Schwerlastaufzug geht es hoch in die Werkstatt. „Ordnung braucht nur der Dumme, ein Genie beherrscht das Chaos“, befand einst Albert Einstein. Oechslin gehört zu den Genies. Auf 50 Quadratmetern lauter Maschinen, Material und Literatur. Er hat hier alles, was er braucht, und kann arbeiten, wie er will.

Der Aufenthaltsraum ist bei Bedarf auch mal Ruheraum oder Schlafzimmer. Wichtig ist die Stereoanlage, von Revox, wie es sich für einen Schweizer gehört, und natürlich mit analogem Plattenspieler ausgestattet. Aus den eineinhalb Meter hohen Boxen klingt Johann Sebastian Bach. Gerne legt Oechslin auch mal Lucio Dalla auf, da kommt die Leidenschaft für sein Geburtsland durch. In Italien hat er sich auch ein Haus gekauft. „Ich hätte mir tatsächlich gewünscht, dort nach meiner Pensionierung die meiste Zeit zu verbringen.“ Bisher hat das nicht geklappt. Dabei hat er sich 2019 aus der von ihm gegründeten Uhrenmarke Ochs und Junior zurückgezogen. Auch dem Musée International d'Horlogerie (MIH) in La-Chaux-de-Fonds, für das er lange als Direktor gearbeitet hat, ist er nur noch freundschaftlich verbunden. Ebenso wie dem Unternehmen Ulysse Nardin, das nun eine eigene große Entwicklungsabteilung hat. Für den Ruhestand hat er zu viele Ideen. „Und wenn ich eine Idee habe, muss ich wissen, ob es funktioniert.“

Einfach etwas auf sich beruhen lassen, das kann er nicht. Deshalb recherchierte er auch, warum er eigentlich in Latein durchgefallen war, ließ sich die alten Klausuren herausgeben und an einer anderen Universität bewerten. Der Gutachter kam zu dem Schluss: „Sie können Latein.“ Dennoch leuchtete seine Cicero-Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische knallrot. „Der hatte alles angestrichen, was nicht wortwörtlich Cicero war. Inhaltlich war es richtig. Das war reine Schikane.“ Aber er ließ sich damals nicht unterkriegen. Parallel zur Uhrmacherei beendete

// „In der Archäologie habe ich Methoden gelernt, die mir auch in der Uhrmacherei nützlich waren. Man muss jede Schicht akribisch analysieren und katalogisieren.“ //

er sein Archäologiestudium mit einem Lizentiat, was heute einem Masterabschluss entspricht, und wurde obendrein an der Universität Bern in theoretischer Physik promoviert.

Theoretisches Wissen und praktische Fähigkeiten befruchteten sich bei ihm gegenseitig. „In der Archäologie habe ich Methoden gelernt, die mir auch in der Uhrmacherei nützlich waren. Man muss jede Schicht akribisch analysieren und katalogisieren. Sonst gehen Zusammenhänge verloren. Und die sind essenziell für die Beurteilung der Details und des großen Ganzen.“

Mit dieser Methodik arbeitete er von 1979 bis 1982 im Auftrag des Vatikans an der Farnesianischen Uhr. Sie zeigt den Stand von Sonne, Mond und Erde an – von der Erde aus gesehen. Zwei Mal zerlegte Oechslin in Rom die Uhr, dokumentierte sie bis ins letzte Detail und baute sie hernach wieder zusammen. Die jahrelange Arbeit wurde auch zum Thema seiner Doktorarbeit: „Die Uhr als Modell des Kosmos“. Für Laien: „Die Uhr arbeitet mit mehreren epizyklischen Getrieben. Ein solches Getriebe besteht aus einem exzentrischen Rad, das sich um ein zentrales Rad dreht. Bei der Farnesianischen Uhr sind diese Getriebe in vier Schichten angeordnet und alle miteinander verbunden.“ Damals war das auch für den Spezialisten noch ein Buch mit sieben Siegeln. „Nun berechnen Sie da mal Übersetzungsverhältnisse und Räder-

abläufe.“ Oechslin entwickelte dazu die entsprechenden Formeln, sonst wäre ihm der Dokortitel vermutlich nicht zuerkannt worden – und er hätte sich später an der ETH Zürich auch nicht habilitieren können.

Weil Oechslin auch Historiker ist, erläutert er gerne die Bedeutung der Farnesianischen Uhr. „Diese Uhr war Teil einer akademischen Diskussion im 17. und 18. Jahrhundert über unser Weltall.“ Teilnehmer waren unter anderen Christiaan Huygens und Isaac Newton. Die ließen ihre Vorstellungen von Uhrmachern in Modelle übertragen. Die Farnesianische Uhr wurde von „Priestermechanikern“ umgesetzt, also Uhrmachern und Feinmechanikern im Priestergewand. „Ihre Aufgabe war es, dieses Thema pädagogisch an den Mann zu bringen. Die katholische Kirche musste aufholen, was sie mit der Verurteilung von Galileo Galilei versemelt hatte.“

Mit seinen Erfindungen trug Oechslin maßgeblich zum Wiederaufleben der Manufaktur Ulysse Nardin bei. Dass die Uhren gebaut wurden, ist letztlich einem Zufall zu verdanken. „1983 kaufte Rolf Schnyder Ulysse Nardin. Damals war das Unternehmen am Boden. Da ging er auf die Suche nach jemandem, der ihm eine Top-Uhr baut, mit der Ulysse Nardin sein Renommee verbessern könnte. Er dachte an eine Minutenrepetition. Mit dieser Idee war er dann auch bei Spöring in Luzern. Beim Rausgehen entdeckte er mein Astrolab an der Wand und fragte Spöring, ob man nicht so etwas fürs Handgelenk bauen könnte.“

Oechslin konnte. Nicht einfach durch maßstäbliche Verkleinerung, weil ein solches Verfahren technisch nicht funktioniert. Vielmehr nutzte er sein Know-how über epizyklische Getriebe und konstruierte ein zweites Astrolabium fürs Handgelenk. So kamen Oechslin und der gebürtige Zürcher Schnyder zusammen und errangen als kongeniales Duo viel Anerkennung. „Eine Uhr wäre natürlich viel zu wenig gewesen“, sagt Oechslin heute, weshalb er in kurzer Zeit die komplette Trilogie auf den Weg brachte. „Damit erbrachte Ulysse Nardin den Beweis, dass man wieder ganz vorne dabei ist.“

Und Oechslin hatte einen Abnehmer für seine ziemlich revolutionären Konstruktionen. Unter seinen zahlreichen Erfindungen muss man besonders die Freak hervorheben, die 2001 auf der Basler Uhrenmesse vorgestellt wurde. Was war das für eine Überraschung! Oechslin hatte das komplette Uhrwerk auf Stunden- und Minutenzeiger untergebracht. Deshalb musste es auch schmierungsfrei laufen. Hier hatte die Manufaktur mit dem Einsatz von Siliziumkomponenten Pionierarbeit geleistet.

Eigentlich aber liebt Ludwig Oechslin möglichst einfach arbeitende Uhren. Deshalb gründete er 2006 mit zwei Partnern und dem Einverständnis von Rolf Schnyder die Marke Ochs und Junior. Dort schuf er Kalenderuhren, deren Kalendermechanismus mit sieben Bauteilen auskommt, wo andere rund 40 brauchen. „Da steckt viel Gehirnschmalz drin, weil die Funktionalität ja nicht leiden darf.“

Solche Uhren baut Oechslin auch heute noch. Schließlich fällt ihm ja auch immer wieder etwas ein. Er legt ein Etui mit sieben Uhren auf den Tisch, die bisher noch kaum jemand gesehen hat. Die runden Uhren haben eine Kalenderanzeige. Zeitmesser mit astronomischen Anzeigen kommen in achteckigen Gehäusen wie einst die astronomischen Modelle im 18. Jahrhundert. Eine Marke für diese Kreationen gibt es nicht. Im Prinzip würde er diese Uhren schon verkaufen. „Wenn jemand so eine Uhr haben will, müsste ich halt ausrechnen, was sie kosten.“ Aber eines steht fest: „Das wird teuer.“

MYSTÈRE
DAS GEHEIMNIS ZEITLOSER ANMUT



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de/mystere

Die LADY

Vor 100 Jahren entdeckte Howard Carter das Grab des Tutanchamun. Sein Geldgeber war Lord Carnarvon, der zuvor schon zahlreiche Funde aus Ägypten mit auf sein Schloss Highclere Castle nach England genommen hatte. Dort hütet heute die Frau seines Urenkels die Schätze – und zeigt sie auch im umgestalteten Keller des prachtvollen Herrenhauses.



Fast wie das Original: Im Keller ist auch eine Nachbildung der Mumie Tutanchamuns zu sehen.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Daniel Stier

und der PHARAO



Seit 1692 im Besitz der Familie: Highclere Castle gehört heute George Herbert, dem achten Grafen von Carnarvon, und seiner Frau Fiona.



Er wusste, wo sich das Grab befindet: Im Schlossmuseum beugen sich Howard Carter und der fünfte Graf von Carnarvon über eine Karte des Tals der Könige. Ganz oben ist eine Kopie von Tutanchamuns Thron zu sehen.

T

Treffpunkt ist der alte Dienstboteneingang. Dort, wo auch Tom Branson als Chauffeur ein- und ausging, bevor er nach dem Ersten Weltkrieg 1919 Lady Sybil heiratete, die jüngste Tochter von Robert Crawley, dem Grafen von Grantham. Der ist aber heute nicht da. Genauso wenig wie seine Dienerschaft. „Downton Abbey“ ist abgedreht, einen Butler oder Kammerzofen gibt es in Highclere Castle, in dem die Erfolgsserie gedreht wurde, nicht mehr. Nur einige Angestellte, die untereinander mit Walkie Talkies kommunizieren. So können sie herausfinden, wo ihre Chefin gerade ist. „Ich bin schon auf dem Weg“, ertönt es aus dem Walkie Talkie ihrer persönlichen Assistentin. „Und kann mir bitte jemand schnell noch einen Cappuccino besorgen?“, schiebt Lady Carnarvon nach.

Es ist ein sonniger Tag im Norden der englischen Grafschaft Hampshire. Und es ist ein trauriger Tag für die Familie Carnarvon. Vor vier Tagen erst ist die Königin gestorben. Darum ist das Anwesen für Touristen geschlossen, die blau-rote Flagge auf dem Turm weht auf halbmast. „Eigentlich wollte ich am 19. September mein neues Buch ‚The Earl and the Pharaoh‘ fertigstellen“, erzählt Gräfin Fiona Carnarvon. „Aber das geht jetzt nicht, weil da die Beerdigung der Königin ist.“ Ihr Mann, der achte Graf von Carnarvon, war eines von nur 30 Patenkindern von Elisabeth II. Die Carnarvons sind zur Beerdigung in London und dem privaten Teil der Trauerfeierlichkeiten auf Schloss Windsor in genau einer Woche eingeladen.

Schon der Urgroßvater des jetzigen Grafen war eng mit der Königsfamilie befreundet. Königin Viktorias Sohn, der spätere Eduard VII., kam häufig zur Jagd nach Highclere Castle. Genauso wie seine Enkelin. „Elisabeth kannte meinen Schwiegervater von Jugend an“, erzählt Lady Carnarvon beim Rundgang durchs Schloss. Im Wohnzimmer, wo Maggie Smith als Violet Crawley oft auf dem roten Sofa beim Tee mit ihrem Sohn Robert und dessen Töchtern saß, sind neben Bildern der Carnarvons auch Fotos der Königsfamilie zu sehen.

Elisabeth II. und Henry Herbert, den siebten Grafen von Carnarvon, verband die Liebe zu den Pferden. Der Graf, den die Königin liebevoll „Porchey“ nannte, weil er, als sie ihn kennenlernte, noch den Höflichkeitstitel Lord Porchester trug, kümmerte sich als „the Queen's racing manager“ um ihre Rennpferde. Angeblich hätte sie ihn fast sogar geheiratet, zumindest wird es so in der Serie „The Crown“ dargestellt. In Folge neun der ersten Staffel sagt Elisabeth zu ihrem eifersüchtigen Mann Prinz Philip, dass sie nichts zu verbergen habe. „Porchey ist ein Freund, auch wenn manche es lieber gesehen hätten, dass ich ihn heirate. Die Ehe wäre vielleicht auch harmonischer verlaufen, aber, was viele bedauern mögen, der einzige Mensch, den ich je geliebt habe, bist du.“

NUR ALS REKONSTRUKTION

Doch zurück zum Dienstboteneingang. Der ist heutzutage Ausgangspunkt für eine Reise in die Vergangenheit, die noch viel weiter zurückführt als nur in die Familiengeschichte der Carnarvons. Wo einst Bier und Wein gelagert wurden und die Dienstboten gemeinsam zum Essen an einer großen Tafel saßen, befindet sich heute das Grab des Tutanchamun – natürlich nur als Rekonstruktion. Trotzdem fühlen sich die Besucher ins Alte Ägypten zurückversetzt. „Genau das wollten mein Mann Geordie und ich erreichen“, sagt Lady Carnarvon. „Wir haben uns nach dem Tod meines Schwiegervaters 2001 gefragt: Was ist das Alleinstellungsmerkmal dieses Hauses? Und das ist ganz klar die Entdeckung des Tutanchamun-Grabs durch den Urgroßvater meines Manns und durch Howard Carter.“

Diesen UPS, „unique selling point“, wie sie sagt, gilt es für Highclere Castle zu nutzen. So ein riesiges Schloss, zu dem noch 2000 Hektar Land gehören, muss unterhalten werden. Treibende Kraft des Projekts war und ist Lady Carnarvon, auch wenn sie, die Deutsch und Englisch an der schottischen St-Andrews-Universität studierte,

bevor sie als Modedesignerin ihr eigenes Label Azure gründete, anfangs nichts über Ägyptologie wusste. Sie wusste zunächst auch nur wenig über die abenteuerliche Geschichte, wie der fünfte Graf von Carnarvon und der Archäologe Carter im November 1922 auf das nahezu unversehrte Pharaonen-Grab im Tal der Könige stießen.

Der fünfte Graf von Carnarvon wurde 1866 in London geboren. Sein Vater war ein angesehener Politiker und Kabinettsmitglied unter den damaligen Premierministern Lord Derby und Lord Salisbury. In seiner Funktion als Kolonialminister bereiste er das Empire. Von ihm erbte der älteste Sohn, George Edward Stanhope Molyneux Herbert, die Leidenschaft fürs Reisen. Und – nach dem Tod des Vaters 1891 – Besitz und Titel. 1895 heiratete Carnarvon dann eine überaus wohlhabende Frau. Almina Wombwell war die uneheliche Tochter des britischen Bankiers Alfred de Rothschild. Für beide war die Ehe ein Gewinn: Sie wurde Gräfin, er konnte von der Mitgift – nach heutigen Maßstäben etwa 70 Millionen Euro – seine Schulden bezahlen und ein noch angenehmeres Leben führen.

VORBILD FÜR „DOWNTON ABBEY“

Das erinnert doch wieder an „Downton Abbey“, schließlich heiratet dort der Earl of Grantham die reiche Amerikanerin Cora Levinson, die das Schloss vor dem Ruin bewahrt. Tatsächlich war es Lady Carnarvon, die den Erfinder der Serie, den Drehbuchautor Julian Fellowes, bei einer Veranstaltung kennenlernte. Highclere Castle war zuvor schon Filmkulisse gewesen, etwa für Stanley Kubricks „Eyes Wide Shut“ im Jahr 1999. Fellowes ließ sich dann womöglich auch tatsächlich von Lady Alminas Geschichte inspirieren. Doch anders als Cora Crawley war die echte Lady eine selbstbewusste, unabhängige Frau. „Sie kümmerte sich ums Schloss“, sagt Gräfin Fiona Carnarvon. „Sie ließ zum Beispiel Badezimmer einbauen und wandelte Highclere Castle im Krieg in ein Lazarett um. Weil sie das Geld und die Möglichkeiten dazu hatte.“

Auch das wird in der Ausstellung im Schloss anhand von alten Fotos und Dokumenten gezeigt. Besonderen Raum nimmt eine weitere Leidenschaft von Alminas Mann ein, die die Entdeckung des Tutanchamun-Grabs durch

Howard Carter erst ermöglichen sollte. Lord Carnarvon war einer der Ersten im Königreich, der ein Auto besaß. Dazu hatte er einen französischen Führerschein. Denn dort durfte er schneller fahren als in England, wo anfangs aus Sicherheitsgründen noch ein Mann mit roter Flagge vor jedem Auto herlaufen musste, um Fußgänger vor dem herannahenden Wagen zu warnen. Der Graf, bald als „Motor Carnarvon“ verschrien, war dennoch fast immer zu schnell unterwegs, etwa mit seinem Quadricycle von Panhard & Levassor. „Sein Leben lässt sich gut anhand seiner vielen Strafzettel nachverfolgen“, sagt Lady Carnarvon und lacht. Auch der erste ist dokumentiert: Demnach „raste“ er 1898 mit mehr als zwölf Meilen in der Stunde – rund 20 Stundenkilometern – durchs nahegelegene Newbury, was ihm eine Verwarnung vor Gericht einbrachte.

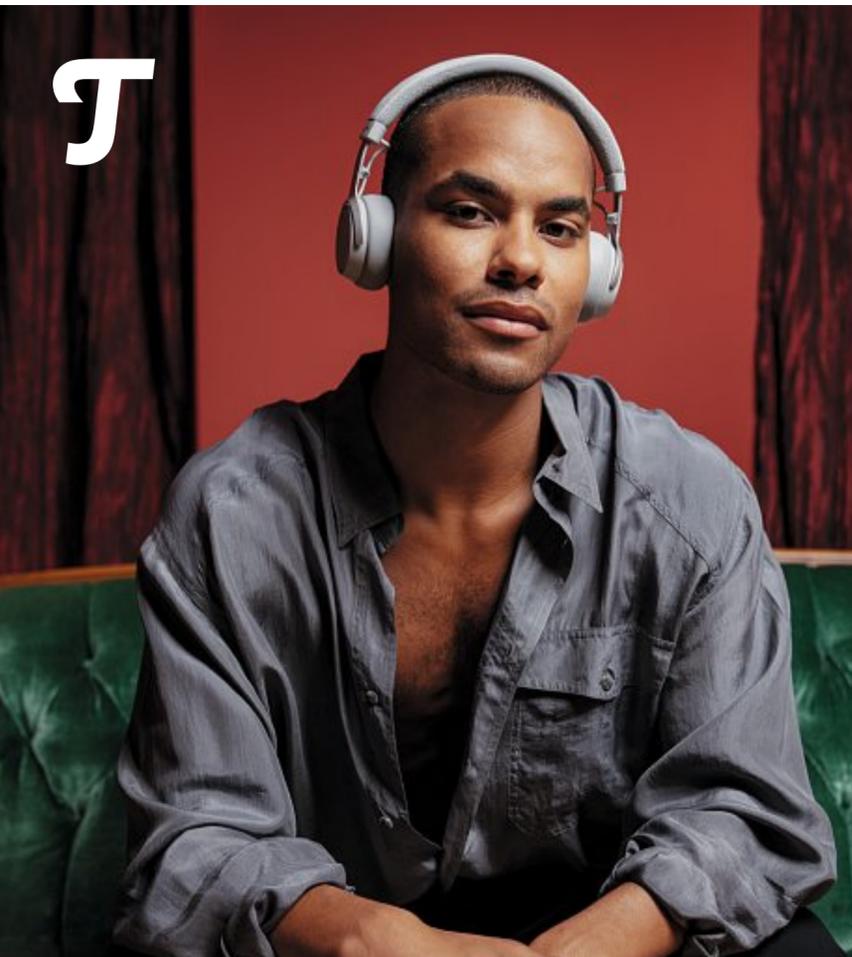
Das schnelle Fahren war allerdings auch gefährlich. Mehrfach verunglückte der Graf, einmal – 1901 unweit von Bad Schwalbach im Taunus – so schwer, dass er dauerhaft gesundheitliche Probleme hatte. „Damals saß sein Chauffeur Trotman am Steuer“, erzählt Lady Carnarvon. „Er musste einer Senke ausweichen. Das Auto überschlug sich, und der Lord fand sich eingeklemmt unter dem Wagen wieder.“ Neben Schädel- und Kieferverletzungen waren auch seine Lungen betroffen. „Nach dem Unfall konnte er schlecht atmen, er hatte schwere Migräneanfälle.“

Seine Ärzte empfahlen ihm, die Winter nicht im kühlen und feuchten England zu verbringen, sondern in wärmeren Gefilden. Lord Carnarvon, der schon 1898 mit seiner Frau Almina als Tourist in Ägypten gewesen war und der von den Pharaonen und ihren Tempeln, Palästen und vor allem Gräbern fasziniert war, zog es 1905 erstmals für mehrere Monate in das Land am Nil. Und das nicht nur zur Erholung: Er wollte sich an Grabungen beteiligen. Schon in seinem ersten Winter bekam er eine Lizenz, im zweiten entdeckten seine Arbeiter ein Grab aus der 18. Dynastie. Zu den Funden, die dem Pharaonensohn Teta-Ki zugeordnet werden konnten, gehörte eine Tischplatte für Opfergaben aus Kalkstein, die heute Teil der Sammlung im Schloss ist. Über die nächsten Jahre sammelte Lord Carnarvon viele Objekte aus pharaonischer Zeit, die er legal aus Ägypten ausführen und nach Highclere Castle bringen durfte.



// „Wir haben uns gefragt, was ist das Alleinstellungsmerkmal dieses Hauses. Und das ist ganz klar die Entdeckung des Tutanchamun-Grabs.“ //

T



Ich bin ein Stereo-Typ.
Kein Stereotyp.

Lie Ning x SUPREME ON

Der Berliner Sänger Lie Ning folgt seinem eigenen Sound. Und der bringt ihn nicht nur auf Bühnen, sondern mit dem SUPREME ON in ganz neue Welten. Der leistungsstarke Bluetooth-Kopfhörer verbindet besten Klang mit stilvollem Auftritt. Finde deinen Sound auf: teufel.ch

Teufel

Follow Your Sound



Tee mit Maggie Smith: Nicht nur Elisabeth II. war ein häufiger Gast. Auch die Familie Crawley traf sich in Highclere Castle – hier wurde die Erfolgsserie „Downton Abbey“ gedreht.

Wie und wann genau Carnarvon und Carter sich 1907 erstmals trafen, weiß auch Gräfin Fiona Carnarvon nicht zu sagen. „Vielleicht an der Bar im Winter Palace Hotel in Luxor“, vermutet sie. „Dort trafen sich die Wohlhabenden aus aller Welt, und Carter brauchte damals dringend einen neuen Geldgeber.“ Carter, 1874 als jüngstes von elf Kindern in London geboren, hatte früh mit Zeichen begonnen. Schon mit 17 Jahren reiste er erstmals nach Ägypten, wo er die Grundlagen der Archäologie erlernte und schließlich sogar Oberinspektor bei der Altortümerverwaltung wurde. Nach einem Zwischenfall mit betrunkenen Touristen verlor er 1905 seine Stelle und musste sich mit Aquarellzeichnungen über Wasser halten. Das Angebot Carnarvons, seine Ausgrabungen zu leiten, kam ihm gerade recht. Erst 1914 gelang es dem Grafen, eine Lizenz für das Tal der

Könige zu bekommen – und das auch nur, weil sich der Amerikaner Theodore Davis zurückgezogen hatte, in der Annahme, dort gäbe es nichts mehr zu finden. „Carter war anderer Meinung“, sagt Lady Carnarvon. „Er kannte auch den Namen des fehlenden Pharaos, weil der in der Liste des Priesters Manteho aufgeführt ist.“ Carter wusste sogar, wo sich das Grab befindet. Im Museum beugt sich die Puppe eines lebensgroßen Lord Carnarvon über den Freund, der auf einer Karte des Tals der Könige mit dem Finger genau auf die Stelle zeigt, an der die Stufen hinabführen.

Tutanchamun war ein unbedeutender Pharaos der 18. Dynastie. Zwischen 1550 und 1289 vor Christus regierten 14 Pharaonen, unter ihnen auch eine Frau, Hatschepsut. Vor allem Thutmosis III. ragt als

sechster Pharaos heraus, führte er doch das Reich in seinen 54 Regierungsjahren zu nie dagewesener Größe. Der früh verstorbene Kindkönig Tutanchamun war hingegen nach kurzer Zeit vergessen. Lady Carnarvon vergleicht ihn mit Eduard VI., der als Sohn Heinrich VIII. mit neun Jahren auf den Thron kam und mit 15 schon starb. „Kaum jemand weiß heute noch etwas über ihn.“

Auch Tutanchamun wäre fast unentdeckt geblieben. Lord Carnarvon wollte 1922 schon aufgeben, er hatte viel Geld durch den Krieg und die Wirtschaftskrise verloren. Carter aber, der eigens nach Highclere Castle gereist war, überzeugte ihn, noch ein Jahr weiterzumachen. Die Grabungssaison begann am 1. November 1922, nur fünf Tage später erreichte Carnarvon ein Telegramm: „Habe endlich wundervolle Entdeckung im Tal gemacht. Ein herrliches Grab mit intakten Siegeln. Bis zu Ihrer Ankunft wieder zugeschüttet. Glückwunsch. Carter“. Wie von ihm vorausgesehen, lag es an einer Stelle, die bisher nicht beachtet worden war, weil sie sich zu nah am Grab von Ramses VI. aus einer späteren Dynastie befand und mit antiken Überresten ehemaliger Arbeiterhütten überbaut war. Beides spricht dafür, dass Tutanchamun in seinem Grab schon wenige Jahre nach seinem Tod vergessen war.

GEFÜLLT MIT SCHÄTZEN

Dafür war es nahezu unversehrt und gefüllt mit Schätzen. Im Keller von Highclere Castle folgt der Besucher den Entdeckern hinein ins Grab und durch einen kurzen Ziegelsteingang bis in die Sarkammer. Sie konnte Carter noch in Anwesenheit von Lord Carnarvon am 16. Februar 1923 öffnen. In England steht nur der innerste der vier Schreine, dahinter liegt die Mumie des Pharaos, natürlich nur als Nachbildung. Liebevoll sind viele Details wiedergegeben: etwa die Kanopentruhe mit den Eingeweidekrügen und der goldene Thron Tutanchamuns. Der Pharaos ist auf der Rückenlehne mit seiner Frau Anchesenamun zu sehen. Beide werden von Aton als lebenspendender Sonnenscheibe beschieden, ein Motiv, das auf die Amarna-Zeit hinweist und damit auf ihren wahrscheinlichen Vater, Echnaton, und auf dessen Frau Nofretete. Echnaton war mit dem Versuch gescheitert, eine monotheistische Religion in Ägypten einzuführen. Natürlich fehlt auch Tutanchamuns Totenmaske nicht, die im Original aus zwölf Kilogramm Gold besteht und mit einer Kobra bekrönt ist.

Lord Carnarvon starb nur wenige Wochen nach der spektakulären Entdeckung. Schon am Tag der Graböffnung war Carters Kanarienvogel ausgerechnet von einer Kobra in seinem Käfig verspeist worden. Ein böses Omen. Nach Carnarvons Tod war dann endgültig vom „Fluch des Pharaos“ die Rede, auch weil von einer geheimnisvollen Tontafel im Grab berichtet wurde, von der aber niemand genau weiß, ob es sie je gegeben hat. Auf ihr war zu lesen: „Der Tod wird auf schnellen Schwingen zu demjenigen kommen, der die Ruhe des Pharaos stört.“ Kaum hatten Carter und Carnarvon die Grabungssaison am 28. Februar 1923 fürs Erste beendet, schnitt sich der Lord beim Rasieren einen Mückenstich auf. Die Wunde entzündete sich, wurde zur Blutvergiftung, an der er am 5. April 1923 mit 59 Jahren in Kairo starb. In dem Moment, so heißt es, seien nicht nur alle Lichter in der Stadt ausgegangen. Auch Carnarvons Hund Susie soll im fernen Highclere Castle aufgeheult und wenig später tot gewesen sein.

Im Schloss endet die Ausstellung mit dem Tod des Pharaos und dem des fünften Grafen von Carnarvon. Bewusst werden Parallelen gezogen. Demnach starb Tutanchamun mit 19 Jahren vermutlich im Januar oder Februar. Die Bestattungsvorbereitungen dürften 70 Tage gedauert haben. Er wäre also wie der Lord im April zu Grabe getragen worden. Eine unheimliche Koinzidenz, wie es dazu heißt. Und wie kam Tutanchamun zu Tode? Durch eine Blutvergiftung, ausgelöst durch einen Unfall mit seinem Streitwagen, bei dem er sich ein Bein knapp unter dem Knie brach. Noch etwas sei merkwürdig, sagt Lady Carnarvon. „Tutanchamuns Totenmaske hat eine Stelle, an der das Gold dünn ist. Und diese stimmt genau mit der Stelle überein, an der sich Lord Carnarvon mit dem Messer in die Wange schnitt.“ In der Ausstellung ist auch ein leicht verrostetes Rasiermesser mit Elfenbeingriff zu sehen. Ist es wirklich das echte? „Ja“, versichert die Gräfin. Also gibt es den Fluch? Sie lacht. „Es ist einfach eine gute Geschichte. Ich finde, sie sollte erzählt werden.“

Zur 100. Wiederkehr der Entdeckung des Tutanchamun-Grabs ist von Gräfin Fiona von Carnarvon gerade das Buch „The Earl and the Pharaoh“ (Harper Collins) erschienen.



MR MARVIS
AMSTERDAM



MR MARVIS

BEREIT FÜR KÄLTERE TAGE

Die Tage werden kürzer, die Temperatur fällt. Zeit für unsere herbsttauglichen MR MARVIS Hosen – darunter die dehnbaren Easies, die vielseitigen Coolerdays, die gerippten Cords und die raffinierten Flannels. Von lässig bis elegant: Wähle das Modell, das zu Deinem Stil passt, und mach Dich mit MR MARVIS bereit für kältere Tage.



BESTELLE JETZT AUF MRMARVIS.DE



1



2

1. Reich und belesen:
Die Stillleben in Pompeji zeigen oft auch Bücher und Schreibtäfelchen.
2. Ruinenromantik: Surreal stehen immer wieder verlassene Häuser in leeren Landschaften.
3. In der Landvilla des Publius Fannius Synistor in Boscoreale sitzen die Personifikationen von Makedonien und Persien auf pompejanischrotem Grund einem Philosophen gegenüber. Die Quader auf den Säulen sind perspektivisch perfekt gemalt.



3

Foto: Museo Civico Archeologico Bologna

Was von den Orgien übrig blieb Von Stefan Trinks

4. Delphinreitender Bote: Ein geflügelter Putto übergibt ein Klapptäfelchen an Orpheus.
5. Sein oder Nichtsein: Tiefe Grübeleien im Angesicht einer Tragödienmaske.
6. Bühne frei in Stuck und Malerei: Im Haus des Meleager haben alle ihren großen Auftritt.



4



5



6



7

// Die griechischen Künstler gehören dem gesamten Universum, die römischen galten nur als Handwerker, unter denen sich sogar Freigelassene fanden. //

Das Museo Civico Bologna zeigt 123 atemraubende Fresken aus Pompeji, die man so nie wieder sehen wird. Damit ist Norditalien derzeit erst recht eine Reise wert.

Bereits nach dem ersten von 123 gerahmten pompejanischen Originalfresken – durch die Holzrahmung verwandelte Charles III. Bourbon sie im 18. Jahrhundert gewissermaßen in Ikonen der Antike – ist das nagende Gewissen beruhigt. Hatte man sich doch bis zum Antritt des Besuchs im Museo Civico in Bologna noch permanent gefragt, ob es wirklich sein muss, die bald 2000 Jahre alten, daher naturgemäß fragilen Werke von Süditalien nach Norditalien zu karren. Angesichts der hauchzart auf Marmor gemalten Frauenköpfe, die den Auftakt der einzigartigen Schau in Bolognas malerischem Palazzo Galvani aus dem 15. Jahrhundert bilden, weiß man sofort: Es war die richtige Entscheidung und ist vollkommen gerechtfertigt.

Die mehr als 100 phänomenalen Werke stammen zu 70 Prozent aus dem Depot des Archäologischen Nationalmuseums in Neapel und sind dadurch den Blicken der Pompeji-Liebhaber normalerweise entzogen. Tatsächlich waren sie in dieser Fülle noch nie ausgestellt, schlicht und einfach weil das Museum in Neapel ohnehin übervoll ist und der archäologische Park in Pompeji selbst nicht die konservatorischen Möglichkeiten hat, die unersetzlichen Stücke an ihren Ursprungsorten geschützt auszustellen, den Villen der 79 nach Christus im Bernstein der Vulkanasche konservierten Stadt.

Wie aber seit den frühen Ausgrabungen von 1748 an und der Gründung des Museo archeologico nazionale di Napoli 1787 das Pompeji-Fieber in Europa ausbrach, zeigt gleich das zweite ausgestellte Bild: Eine Tänzerin aus dieser Zeit in wehendem Gewand ist aus Hunderten winziger Mosaiksteinchen zusammengesetzt und führt ein Stück in Tüchern auf. Die Tesserae genannten Steine aber sind alt, aus Mosaikfunden Pompejis gefügt. Ähnlich eklektizistisch ließ Kaiserin Sisi von Österreich neo-pompejanische Fresken in ihrem Gymnastikraum anbringen. Und Ludwig I. von Bayern sein Pompejanum hoch über dem Main in Aschaffenburg von 1840 an nach dem Vorbild der Casa dei Dioscuri ausschmücken.

Es handelt sich bei der Bologneser Ausstellung jedoch nicht um die dutzendste thesenlose Präsentation der Pracht Pompejis oder gar um ein trocken chronologisches Abspulen der vier Stile der antiken Malerei der Stadt, die sich bekanntlich nur hier und in Stabiae in dieser Dichte erhalten haben. Vielmehr will der Archäologe und Ausstellungskurator Mario Grimaldi mit der Schau ein Bewusstsein dafür schaffen, wie die Fresken konkret entstanden sind, welche Zwecke damit verfolgt und wie vorbildhafte Bilder immer wieder zitiert und für neue Raumkontexte adaptiert wurden – und zwar quer durch alle Genres wie Landschaften, Gärten, Architekturen, aber auch mythologische und erotische Darstellungen. Nicht nur sind daher Tiegel mit

bald 2000 Jahre alten Farbresten und allerlei technische Hilfsmittel wie Senkblei an Fäden für kerzengerade Vertikalen, eine der sehr seltenen Vorzeichnungen mit der fein eingeritzten Grundkomposition des späteren Bildes sowie Kompass im Museo Civico zu sehen. Und wenn auf den Wandmalereien Kampfschilde und Kanonen in Kupferrot schimmern, wird das hierzu passende reale Objekt daneben ausgestellt. Die in Pompeji gefundenen Öllampen und Kandelaber provozieren die Frage nach den ursprünglichen Beleuchtungsverhältnissen in den oft fensterlosen Räumen der ausgemalten Häuser – in jedem Fall hat das nicht-statische, flackernde Licht die Bilder einst noch zusätzlich verlebendigt.

Es werden auch wiederholt Textquellen wie von Plinius zitiert, die klären, warum ein- und dasselbe bewunderte Bild dutzende Male in derselben Stadt zitiert wurde, wie es also zu jenem exzessiven römischen Kopierkartell kommen konnte, das den heutigen Originalitätsglauben irritiert. Ebenjener Autor Plinius schreibt, dass die vergötterten griechischen Maler „dem gesamten Universum gehörten“, die römischen hingegen nur den Status von „Handwerkern“ und getreuen Kopisten hätten. So erklärt sich, warum in einigen Beispielen aus Pompeji tatsächlich ein vergleichsweise kleines Mosaikbild von der Hand eines dieser griechischen Künstlerfürsten in eine riesige, ansonsten figurenlose pompejanische Wandmalerei als Trouvaille eingelassen wurde, sodass nichts von dem teuren Meisterwerk ablenkt und man den unumschränkten Sonderstatus dieser griechischen Originale, die sich in den allermeisten Fällen leider nicht erhalten haben, deutlich spürt.

Das macht die Auswahl Grimaldis beispielsweise schlagartig klar, wenn dieselbe mythologische Szene, nämlich Achilles auf Skyros mit einem prächtigen Schild, aus zwei unterschiedlichen Villen nebeneinander gehängt zu sehen ist. Auf dem einen Fresko tummelt sich viel zu viel Personal, die insgesamt elf Figuren treten sich buchstäblich auf die Füße, und durch die qualvolle Enge posaunt ein Krieger der Zentralfigur ohne jeden räumlichen Abstand schmerzhaft direkt ins Ohr. Der Personalüberhang auf dem Wimmelwandbild hat wahrscheinlich einen pragmatischen Grund, der mit den abgeschlossenen Auftragsverträgen zusammenhängt: Die Maler wurden je Figur bezahlt (wiederum aus antiken Quellen wissen wir, dass ein überragender Künstler pro gemaltem Soldat ein Talent bekam), weshalb der Auftragnehmer im Falle des Achilles-Freskos versuchte, so viele Figuren wie möglich unterzubekommen. Links von diesem überfüllten Bild dagegen hängt eine ausgewogene Komposition mit gerade einmal der Hälfte der Personen, die der zitierten Originalversion wohl deutlich näher kommt und die der vermutlich



8



9

7. Lernen von den alten Meistern: Solche Figuren in kreidigen Farben, die wie ausgeschnitten wirken, inspirierten unter anderen den Maler Pierre Puvis de Chavannes (1824–1898).
8. Aus alt mach neu: Die Frau in Stuck wurde im 19. Jahrhundert aus Hunderten von Steinchen aus Pompejis Mosaiken gefertigt.
9. Melancholie im Blick: Aus dem Haus der Mosaik-Tauben stammt die Maske auf Weinblättern.



10

10. Hier nährt Danaë den kleinen Perseus richtig; auf einer Kopie des Bilds in Pompeji jedoch hat der Maler geistesabwesend die Seiten vertauscht, sodass der Kleine eine verhüllte Brust vor sich hat.

11. Im Haus des Meleager segelt über der Personifikation der Afrika mit Elefantenkappe und neben Dido, der Königin von Karthago, das Schiff des Aeneas.
12. Auch große Reliefs wurden auf die Wände gezaubert: hier ein weißer Jüngling in lockigem Stuckhaar.

wohlhabende Auftraggeber als besser ungemalte Figuren dem Ausführenden sicher gerne finanziell kompensierten. Mit großem Reichtum aber, den eine Stadt mit Zweit- und Drittwillen mancher steinreicher Römer wie Plinius ohne Zweifel hatte, gehen oft Langeweile und Melancholie einher, wie eitel und nichtig doch alles sei auf der Welt. Von den größten Schriftstellern der Literaturgeschichte wurde immer wieder die alle Gesichter der pompejanischen Fresken durchziehende Melancholie in eindrücklichen Worten beschrieben. Bestes Beispiel ist ein maskenhaft erstarrtes Gesicht einer Frau mit langen kupferroten Haaren, die mit rundlichem Kopf und unendlich traurigen Augen aus der geschlossenen Laubdecke breitlappiger Blätter blickt.

Wie der Lateinlehrer einst im Unterricht zuspitzte: Außer Farbfernsehen besaßen die Römer nahezu jeden Luxus, auf den wir späten Römer der Verfallszeit uns etwas einbilden. Insbesondere waren Fresken, die alle Wände bedeckten und die Betrachter wie ein Panorama umgaben, vollgültiger Ersatz für den Fernseher. Durch die fast immer gegebene Anreicherung mit Musik, Tanz, Weihrauch und anderen duftenden Essenzen sowie viel Alkohol, Rauschgiften und Schlemmereien war es eine alle Sinne ansprechende Dolby-Surround-Veranstaltung, vergleichbar modernen 4D-Kinos mit Tasthandschuhen und olfaktorischen Eingebungen und -sprühungen.

Dass Herkules als Schwarzenegger der Antike in den Ausmalungen Pompejis gleich mehrfach vorkommt, ist wohl nicht zuletzt dem Bedürfnis nach „Action“ und Muskelmännern an den Wänden geschuldet; weibliche Pendants wie Venus und Nymphen sorgten allem für knisternde Erotik. Allein das berühmt-berüchtigte Gabinetto Segreto in Neapels Archäologischem Nationalmuseum besitzt 250 anzügliche Darstellungen, zu denen in Bologna viele weitere hinzukommen: die drei Grazien in Freskotechnik und Mosaik etwa, die in Pompeji als Göttinnen für das Aushängeschild eines Bordells herhalten mussten.

Dazu kommt: Weil in Bologna gerade auch der Regisseur Pier Paolo Pasolini mit einer großen Ausstellung geehrt wird, muss man angesichts all der Pracht auf den pompejanischen Stilleben unwillkürlich an Pasolinis Kollegen Visconti denken. Aus altem italienischem Hochadel stammend, bestand dieser darauf, in seinen filmischen Interieurs auch dann kostbares Silberbesteck in den Kommoden und wertvolle Stoffe in den Schubladen der Requisiten

zu haben, wenn diese im Film nicht ein einziges Mal geöffnet würden. Seine Schauspieler sollten durch den sie umgebenden Luxus die Atmosphäre der meist in der italienischen Oberschicht spielenden Filme mit allen Poren aufnehmen. So werden auch die überbordenden Stilleben der pompejanischen Fresken durch die goldhaltige Luft der äußerst wohlhabenden Stadt am Vesuv indirekt beeinflusst sein. Das zeigt sich an den vielen gefundenen Stilleben in den Räumen, wo etwa in der Domus der Iulia Felix nicht nur große runde Brotlaibe (die sich ja tatsächlich in der Vulkanasche in karbonisierter Form erhalten haben und auch in Bologna ausgestellt sind), Fische und allerlei Meerestiere als Schlemmereien abgebildet sind, sondern auch Wein in edlen Silber-Kratern und Kannen aus Edelmetall, Rebhühner und flauschige Handtücher für die Gäste. Vor allem aber wurde dieses Haus zu einem späteren Zeitpunkt zu einer Art Spa mit Hotel umgebaut und modernisiert, so dass auf einem der gemalten Stilleben sogar ein Geldhaufen mit goldenen Aurei und Talenten sowie rechts Sesterzen aus Bronze zu sehen ist, während in der Mitte ein geschlossener Geldsack als Ausweis der wirtschaftlichen Blüte des Hauses abgebildet ist.

Somit sind die zahlreichen pompejanischen Stilleben auch inhaltlich die direkten Vorläufer ihrer barock niederländischen Erben, sollten doch auch diese (bevor dann nach dem Dreißigjährigen Krieg die Vanitas-Stilleben dominierten) durch die Überfülle der gezeigten Luxuswaren wie Zuckerzeug, Hummer und seltener und sündteurer Südfrüchte in erster Linie den Wohlstand ihrer Auftraggeber repräsentieren.

Überhaupt ist man beim Gang durch die Säle immer wieder verblüfft, wie viele Entwicklungen der Kunst sich in Pompejis Fresken-Welt schon vorgebildet finden: Schon recht früh gibt es die sogenannten Nilotischen Landschaften, bei denen Pygmäen mit surreal großen Köpfen auf Bötchen den Nil entlang schippern. Gemeinsam mit halloweenhaft verfallenen Ruinen und Edward-Hopper-artig einsam in der Landschaft stehenden Häusern wie aus Alfred Hitchcocks „Psycho“ nehmen die pompejanischen Maler den Surrealismus vielfach um gut 1800 Jahre vorweg. Der oft auch als „Theaterstil“ bezeichnete vierte Abschnitt der pompejanischen Malerei zeigt ohnehin schrägste Architekturperspektiven mit ins Leere geöffneten Türen aus Stuck und Scheinfenstern wie in einem Bühnenstück von Samuel Beckett. Auch Grotteskenmalereien mit sich in

Tierwesen verwandelnden Köpfen und Masken in Girlanden ziehen sich durch alle vier Stile, so dass Raffael die in der Renaissance so beliebte gemalte „grottesche“ zwar nicht in Pompeji, aber im selben Stil in der Domus Aurea Kaiser Neros in Rom für die Kunst wiederentdecken konnte.

Bisweilen fühlen sich Kunstliebhaber fast desillusioniert, weil selbst der Symbolismus eines französischen Malers wie Pierre Puvis de Chavannes mit seinen wie ausgeschnittenen kreidetrockenen Figuren in leerräumten Landschaften oder auch Picassos rosa und blaue Periode sich ebenso auf Fresken Pompejis findet wie der Impressionismus des 19. Jahrhunderts – kein Wunder, pilgerten doch gleich mehrere französische Maler des „vie moderne“ nach Pompeji oder besorgten sich Reproduktionen der duftigen und oft mit breitem Pinselstrich hingeworfenen Landschaften, um ihnen die Freiheit abzuschauen. In der Domus mit dem klangvollen Namen Casa dell'Amore punito, dem Haus des bestrafte Amor im Nordwesten der Stadt, scheint nicht nur der monumentale Herkules komplett im Licht aufgelöst zu sein; vielmehr hat der bemerkenswert gute Meister dieser Bilder – obwohl das Haus nicht sonderlich wohlhabend war – auch die zahlreichen nur puttengroßen Erosen mit ihren korallenroten Kettchen sehr luftig angelegt. Der frühe Anti-Eros als Gegenspieler des echten Eros etwa zeigt auf diesen, als wolle er mit Verleumder-Geste „Er war's!“ sagen.

Jenseits der nicht sonderlich originellen Erkenntnis aber, in der Kunst wirklich alles schon irgendwo einmal vorgebildet zu finden, verblüffen die Bologneser zum Haus des bestrafte Amor mit der Information, dass diese impressionistisch ausgemalten Räume später als Lagerraum genutzt wurden, ohne dass die erotischen Fresken dabei abgeschlagen oder übertüncht worden wären. Völlig überraschen kann das laut den Machern der Ausstellung nicht, schreibt doch wiederum Plinius, es habe Verträge bei Immobilienverkäufen gegeben, die festhielten, das Haus müsse mitsamt seinem Dekor gekauft und dieser dürfe auch nicht verändert oder gar zerstört werden.

Wieder aus dem Schutzraum der Antike ans Tageslicht getreten und noch voller Eindrücke aus dem Miniatur-Rom Pompeji, wünscht man sich insgeheim, ein solcher Vertragsinhalt wäre bei Altbauten auch heute weit öfter der Fall. ◀

The Painters of Pompeii. Museo Civico, Bologna; bis zum 19. März 2023. Kein Katalog.



11

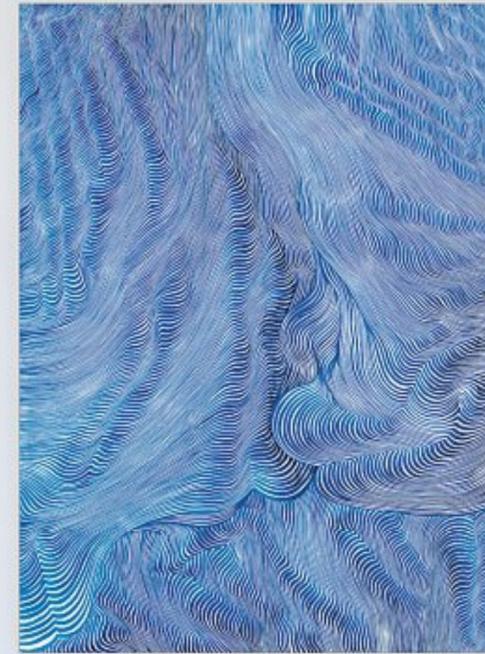


12

// Man ist beim Gang durch die Säle immer wieder verblüfft, wie viele Entwicklungen der Kunst sich in Pompejis Fresken-Welt schon vorgebildet finden. //

IHRE PERSÖNLICHE GALERIE IN DEN EIGENEN VIER WÄNDEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 22 GALERIEN WELTWEIT



Bettina Krieg BK-D67262 RHYTHM IS A DANCER
Auffl. 150, handsigniert, 150,8x112,8 cm
(weitere Größen verfügbar), gerahmt
Art.-Nr. BK116, 2.199 €

DAS NEUE
ART MAGAZINE



KOSTENFREI BESTELLEN
LUMAS.COM/MAGAZIN

LUMAS.COM

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · SAN FRANCISCO · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

THE LIBERATION OF ART

LUMAS™

1892 wurde Swakopmund dort gegründet, wo der Swakop-Fluss in den Atlantik mündet. Direkt an der Küste beginnt auch die Namib-Wüste. Dass sie zwischen Atlantik und Wüste sehr exponiert leben, daran werden die Menschen in Swakopmund an jedem Tag erinnert. Staub und Salz nimmt man aber gerne in Kauf, wenn man dafür abends auf einer Namib-Düne den Vollmond genießen kann.



Swakopmund, heißt es, sei die deutscheste Stadt in Namibia. Die Adler-Apotheke heißt noch immer so, das Straßenschild der Moltke-Straße, die mittlerweile Tobias Haiyeko Street heißt und an einen namibischen Freiheitskämpfer erinnert, hängt weiter an der Hauswand. Auch der Name Bismarck blieb erhalten – wengleich die Straße heute Street heißt.

Grüße aus Swakopmund

Von *Stephanie Geiger*

In der namibischen Küstenstadt sind die Naturgewalten immer spürbar – und die deutschen Einflüsse unverkennbar.

Das Woermann-Haus ist eines der ältesten Gebäude in Swakopmund. Die Damara- und Namaqualand Handelsgesellschaft, die „Woermann-Linie“, ließ es 1894 errichten. Vom Turm aus, der Navigationspunkt für die Schiffe der Linie war, hat man auf der einen Seite eine wunderbare Aussicht auf den Jetty und die Küstenlinie, auf der anderen über die Stadt und zu den Dünen der Namib.



Dem Benguelastrom sei Dank! Die kalte Meeresströmung, die vom Kap der Guten Hoffnung an der Küste Namibias vorbei Richtung Norden zieht, ist reich an Sauerstoff und Plankton – bestes Umfeld für Fischschwärme. Und für Austern, die auch weit von Swakopmund gezüchtet werden. In Namibia isst man Austern übrigens traditionell mit Chilisauce, Pfeffer und einem Spritzer frischer Zitrone.



Was tun, wenn man als Botaniker in der Wüste auf eigenartige Haufen verwelkten Grünzeugs stößt, die keinen Namen haben? Der Österreicher Friedrich Welwitsch gab dem Gewächs, das er 1853 entdeckte, kurzerhand seinen eigenen: Welwitschia mirabilis. Der Endemit hat es sogar in die Wappen von Namibia und Swakopmund geschafft. Er ist mit der Kiefer verwandt und kann bis zu 2000 Jahre alt werden. Es gibt sowohl weibliche als auch männliche Pflanzen.



1905 begannen die Arbeiten an einer hölzernen Landungsbrücke. Waren es Holzwürmer oder die raue See, die das Holz morsch werden ließen? Jedenfalls folgte 1912 eine Stahlkonstruktion, 262 Meter lang. Die Zeiten, in denen Swakopmund Hafenstadt war, sind längst vorbei. Ihren Jetty, wie sie die Landungsbrücke nennen, hegen und pflegen sie in Swakopmund trotzdem.



Hier steh ich nun, ich kann nicht anders. Martin Luther soll es so ergangen sein, und auch dem 14-Tonnen schweren Dampfmobile vor den Toren Swakopmunds, weshalb Einheimische ihm den Namen des Reformators gaben. 1896 kam es aus Deutschland, um das Transportwesen zu revolutionieren. Dazu gekommen ist es nie. Stattdessen stand das Dampfmobile, konnte nicht anders und rosetete vor sich hin. Bis es Jahrzehnte später restauriert wurde. Nun ist es in einer Garage zu sehen, die als Martin-Luther-Museum firmiert.

VOR UNS DIE WELT

SEIT JEHER UNSER KURS: MASSTÄBE SETZEN.

An Bord unserer kleinen Schiffe genießen Sie Freiraum in einem noch nie dagewesenen Maß, damit Sie noch sicherer reisen. Genießen Sie die vertraute Symbiose aus perfektem Luxus, individueller Entspannung und inspirierenden Momenten, wenn Sie den Horizont der Welt wieder zu Ihrem machen. Folgen Sie uns auf unserem Kurs: www.hl-cruises.de/leinen-los

HIER GEHT ES ZU
IHRER TRAUMREISE:



JETZT
INFORMIEREN
UND BUCHEN.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Seine Spitznamen „Master of Disaster“ und „Schwäbischer Spielberg“ hat sich Roland Emmerich mit Fleiß und Einfallsreichtum erarbeitet. Mit Katastrophenfilmen und Science-Fiction-Blockbustern eroberte er Hollywood. Emmerichs Extra-Erfolgsgeheimnis: kleine Budgets, großer Gewinn. Sein „Independence Day“ kostete 75 Millionen Dollar und spielte weltweit gut 817 Millionen Dollar ein. Seine Karriere begann im beschaulichen Mächingen bei Sindelfingen. Heute lebt der 66 Jahre alte Emmerich in Los Angeles, London und Berlin. Seit 2017 ist er mit Omar De Soto verheiratet. Das Interview findet in einem Designhotel am Fuße des Zürcher Uetlibergs statt. Als er aus dem Fenster schaut, ruft er erfreut: „Da sind ja Kühe!“ Dieses Mal ist Emmerich als Produzent zum 18. Zürich Film Festival angereist. Am Abend wird die Weltpremiere von „The Magic Flute – Das Vermächtnis der Zauberflöte“ gefeiert; am 17. November kommt der Film ins Kino. Während des Gesprächs sind durchs offene Fenster immer wieder Kuhglocken zu hören.

„Ich war ein Einzelgänger“

Regisseur Roland Emmerich über die Arbeit an der „Zauberflöte“, seine Auftritte als Schauspieler, seine unterschätzten Filme, seinen Heiratsantrag und den Weltuntergang

Interview Bettina und Christian Aust

Herr Emmerich, wie hat Ihre Verbindung zur „Zauberflöte“ begonnen?

Im Gymnasium hatten wir die Möglichkeit, uns verschiedene Aufführungen anzusehen, von modernen Kompositionen bis zu den klassischen Opern. Und ich dachte, ich muss doch mal eine Oper sehen. Das war dann die „Zauberflöte“. Das Thema hat mich im Laufe der Jahre immer wieder interessiert. Das macht mich jetzt aber nicht zum Spezialisten.

Was hat Sie damals berührt?

Ich war erstaunt, wie stark Stimmen tragen können. Die menschliche Stimme kann tragen. Das hat mich sehr beeindruckt. Und dann ist die „Zauberflöte“ wahrscheinlich das Genialste, das jemals in diesem Genre produziert wurde.

Welche Rolle spielt Oper heute in Ihrer Musikrezeption?

Ach, ich höre nicht mehr so viele Opern. Aber gerade deswegen dachte ich, es ist eine gute Idee, aus dem Thema einen jüngeren Film zu machen, inklusive Musik-Internat und Magie. Das hat mir gefallen.

Welche Art von Musik hören Sie, wenn es Ihnen zum Beispiel nicht gut geht?

Ich brauche immer aufbauende Musik. Das ist mir ganz wichtig, und da habe ich meine Favoriten. Aber vor allen Dingen höre ich viel Nirvana und generell am liebsten Rock aus den Neunzigern.

Nirvana besteht aus sehr viel kanalisierter Wut.

Ja, und das ist genau das, was ich manchmal brauche.

Was macht das dann mit Ihnen?

Das macht mich kampfeslustig. Für mich als Regisseur ist das auch eine ganz andere Welt. Es fühlt sich einfach gut an, wenn ich diese Musik höre.

Spielen Sie ein Instrument?

Ja, aber nicht mehr sehr gut. Ich habe beinahe acht Jahre lang Klavier gespielt. Meine Mutter hat mich gefragt, ob ich ein Instrument spielen möchte. Und dann habe ich mich mit elf Jahren für das Klavier entschieden.

Haben Sie klassische Musik gespielt?

Klassische Musik, aber auch Songs von den Beatles, „Let It Be“ oder „Yesterday“. Nichts aus der „Zauberflöte“, das ist auch viel zu komplizierte Musik. Es hört sich leicht an, ist aber doch sehr komplex.

Eine weitere Quelle der Inspiration ist für Sie die Literatur. Warum lieben Sie Thomas Mann?

Bei mir ging es wie bei vielen Menschen mit Hermann Hesse los, und dann kam ich zu den anderen deutschen Autoren. Thomas Mann hat mir auch deswegen so gefallen, weil er wie ich aus einem sehr bürgerlichen Elternhaus kam, einer Kaufmannsfamilie. Damit konnte ich mich identifizieren, ich habe da total viele Parallelen gesehen.

Außenseiter in einem bürgerlichen Umfeld zu sein. Genau. Dieses Thema zieht sich ja durch sein ganzes Werk.

Thomas Mann hat seine Homosexualität nicht gelebt. Die Sexualität eines Menschen ist heute in der Welt der Kunst und in Demokratien eigentlich kein Thema mehr. Es ist glücklicherweise so, wie es sein sollte.

Wie haben Sie es damals in dieser noch engeren Welt erlebt?

Ich habe mich immer sehr zurückgehalten. Ich war mehr ein Einzelgänger. Die ersten sexuellen Erfahrungen hatte ich auf der Hochschule. Und ich habe dann relativ schnell gemerkt, ich bin homosexuell. Ich dachte dann aber: Ich kann nicht sagen, dass ich schwul bin. Denn du kriegst dann sofort dieses Label „schwuler Regisseur“. Für mich waren das damals Rosa von Praunheim oder Werner Schröder, die auch schwule Filme machten. Aber ich hatte ja einen völlig anderen Plan: Ich wollte Actionfilme machen.

Diese Projekte hätte man Ihnen nicht gegeben?

Nein, ich glaube, damals nicht. Das war alles noch vollkommen anders. Und erst als ich relativ spät in meinem Leben nach Amerika kam, sah ich, dass es auch anders geht. Da gab es Regisseure wie Brian Singer, die ganz offen homosexuell waren. Da sagte ich mir, das mache ich jetzt auch. Warum nicht? Was soll schon passieren. Und heute bin ich verheiratet, bin jetzt 15 Jahre mit meinem Partner zusammen. (Er zeigt ein Foto auf dem Smartphone.) Er sieht immer jünger aus und ich immer älter.

Ist das Foto wirklich aktuell?

Ja! Das ist sein neuer Hairstyle. Er trägt jetzt lange Haare mit Highlights.

Auch bei Mozart geht es häufig um die heilende Kraft der Liebe. Glauben Sie daran?

Ja. Love is the major force in our life. Das ist für mich gar keine Frage.

Hätten Sie gedacht, dass diese Beziehung so lange hält, als Sie sich kennengelernt haben?

Nö, überhaupt nicht. Und plötzlich war ich fast neun-einhalb Jahre mit ihm zusammen. Ich habe dann zu ihm gesagt: Wollen wir jetzt nicht langsam mal heiraten? Ich hatte das eher im Spaß mal angetestet. Und er meinte ganz locker: Ja, okay. Naja, und dann musste ich ja Ringe besorgen und auf die Knie gehen. Wichtig war natürlich auch der richtige Ort. Wo sollte ich das machen? Er ist so ein Cowboy-Typ, der Western liebt. Und deswegen bin ich dann mit ihm nach Utah an den Lake Powell gefahren, die klassische Western-Kulisse. Da habe ich mich dann auf die Knie geschmissen und offiziell meinen Antrag gemacht. And he said yes! Aber wir hatten ja schon zusammen gewohnt.

Das klingt aber schon so, als seien Sie ein Romantiker.

Ja, das bin ich. Und das sind ja so wichtige Lebensentscheidungen, die man trifft. Aber ich habe nur ein bisschen Probleme mit Kindern. Denn ich will in meinem Alter keine Kinder mehr haben. Er will immer noch Kinder haben.

Wie reagieren Sie darauf?

Ich habe ihm gesagt, das muss er dann selber regeln. Und natürlich regelt er es nicht ... Er hat sich jetzt auch ins Thema Filmemachen verliebt und schreibt ein Drehbuch nach dem anderen. Eines wird vielleicht verfilmt, und das ist auch alles sehr aufregend für ihn.

Wollen Sie zusammen Filme machen?

Nö, das ist völlig getrennt.

Warum?

Er hat einen völlig anderen Stil drauf. Das ist nicht meine Sache.

Statt der Kinder wollen Sie es nun erst mal mit Hunden versuchen?

Ja, wir haben jetzt zwei Hunde. (Er zeigt ein Bild von zwei kleinen Hunden auf dem Smartphone.) Das sind zwei Mischlinge. Die haben wir auf der Straße in Inglewood aufgelesen. Der hier ist aus dem Auto geschmissen worden.

Unser bisheriges Gespräch war die perfekte Einleitung für „Das Vermächtnis der Zauberflöte“. Denn die Botschaft des Films, gerade für junge Menschen lautet: Folge deiner Intuition, finde deine Bestimmung, die dir am Herzen liegt. Wie haben Sie diesen Weg entdeckt?

Ich war immer sehr zielgerichtet. Zunächst habe ich mich für Architektur interessiert, bis mir klar wurde, dass das ein relativ langes Studium ist. Das kam mir dann zu lang vor. Dann habe ich überlegt, ob ich

alternativ Bühnenbildner werden könnte. Aber der Weg dorthin dauerte noch länger. Das kam also auch nicht in Frage. Und dann hat mir jemand erzählt, in München und Berlin gebe es Filmhochschulen, an denen man sich einfach einschreiben könne. Ich wusste allerdings nicht, dass von mehr als 1000 Bewerbern nur zwölf genommen werden.

Wahrscheinlich war das ganz gut so.

Ich hätte das sonst wahrscheinlich gar nicht gemacht. Irgendwie bin ich in die letzte Auswahl gekommen. Und ich war der einzige von diesen zwölf Studenten, der Produktionsdesign studieren wollte. Alle drehten sich um, sahen mich erstaunt an, und ich habe Produktionsdesign studiert. Meine Filme habe ich eher nebenher gemacht. Und am Ende wurde es dann eben ein großer Abschlussfilm. Ich hatte ein Drehbuch von 110 Seiten geschrieben, das war dann „Das Arche Noah Prinzip“. Ich habe angefangen zu bauen, aber irgendwann ging mir das Geld aus.

Mussten Sie für diese kreative Freiheit kämpfen?

Nein, nicht wirklich. Ich bin danach allerdings in eine schwierige Situation gekommen. Denn die Filmhochschule hatte nicht mehr Geld. Der Film sollte 900.000 Mark kosten, wir hatten allerdings nur ein Budget von 450.000. Die Umsetzung war schließlich nur dadurch möglich, dass wir mehr Rechte am Film verkauft haben. Am Ende hat mein Vater noch 70.000 Mark bezahlt. Und die musste ich ihm dann zuerst zurückerzahlen.

Komplett?

Oh ja. Das war schon immer so. Mein Vater war nicht so begeistert über die ganze Sache. Aber dann hat er sich den Film angeschaut und war wahnsinnig stolz. Das war ein echter Wendepunkt. Er hat danach genau das Gegenteil getan und mich unterstützt. Und dann bin ich irgendwann nach Hollywood gegangen.

Woher haben Sie das Selbstbewusstsein genommen?

Mir war von Anfang an klar: Die kochen auch nur mit Wasser. Und ich habe meine Filme ja dann auch sofort in englischer Sprache gedreht. Die haben auch ihre Probleme bei der Umsetzung von Projekten, deswegen habe ich mich auch nie gegen Probleme gesperrt. Mein Motto war immer: Größer ist besser. Ich habe halt gute Jobs gemacht, und so ging es immer weiter.

In „Das Vermächtnis der Zauberflöte“ gibt es verschiedene Varianten von Übervätern. Wie hat Ihr Vater Sie geprägt?

Mein Vater war immer gegen meinen Berufswunsch. Aber er meinte auch, einen Künstler unter seinem Nachwuchs kann er sich vielleicht leisten. Wir hatten ja eine Firma für Gartengeräte. Später haben wir uns auf Sprüngeräte konzentriert. Und die Firma wird auch heute noch aus dem Hintergrund von meinen beiden Brüdern geleitet. Irgendwann wurde ich dann so erfolgreich, dass ich mehr Geld als er verdient habe. Da dachte ich: Yes! Das war für mich natürlich eine gewisse Befriedigung, die aber auch relativ schnell vorüberging. Aber am Ende waren meine Eltern super stolz auf mich, meine Mutter auch.

Verstehen Sie die Haltung Ihrer Eltern im Rückblick heute besser?

Klar. Wir hatten ja gar nichts mit Film zu tun. Mein Onkel war allerdings so eine Art Playboy. Er veranstaltete immer Partys mit Joachim Fuchsberger, Bibi Johns und anderen älteren Stars. Da waren meine Mutter und mein Vater natürlich auch eingeladen und kamen immer

total aufgedreht von diesen Feiern zurück. Von einem gewissen Alter an wurden wir Kinder mit eingeladen. Da waren bis zu 400 Gäste in seinem Haus. Trotzdem haben meine Eltern diese Welt und wie man sich darin zurechtfindet nie so richtig verstanden.

Sie standen 1980 einmal für den Film „Altosax“ als Schauspieler vor der Kamera.

Ja, das stimmt.

Gab es eine Phase, in der Sie Schauspieler werden wollten?
No! Ich habe es nur gemacht, weil mich jemand gefragt hat. Ich habe sogar in zwei Filmen mitgespielt.



Roland Emmerichs Science-Fiction-Film „Independence Day“ (oben) wurde 1996 zum Welterfolg. Der Regisseur, in der Mitte bei Dreharbeiten zu „Midway“ (2019) zu sehen, bringt nun seinen „Zauberflöte“-Film heraus – mit Jack Wolfe als Tamino (links), Asha Banks als Pamina und Morris Robinson als Sarastro.

Der zweite ist nicht dokumentiert.

Der hieß „Verlieben vielleicht“. Aber ich habe mich vor der Kamera nicht wohlfühlt. Ich war immer viel zu nervös. Wenn man Schauspielern will, muss man noch mehr Selbstbewusstsein haben.

Sie sind mit Science Fiction und Katastrophenfilmen zum Regiestar geworden. Sie haben aber auch andere Filme gemacht, „Stonewall“ über den Aufstand Homosexueller

gegen die Polizei auf der New Yorker Christopher Street oder den Shakespeare-Film „Anonymous“, die aber nicht das Massenpublikum hatten. Haben Sie das Gefühl, man nimmt Sie nicht in der ganzen Bandbreite Ihrer Arbeit wahr?

Ja, ich habe ja auch „The Patriot“ gedreht. Und da wurde es mir schon klar. Ich habe es den Fluch von „Independence Day“ genannt. Es war wirklich wie ein Fluch. Und dann habe ich ja noch einen Katastrophenfilm gemacht, „The Day After Tomorrow“. Und mit „2012“ kam dann das ultimative Desaster. Da habe ich alles reingepackt, was man in diesem Genre machen kann. Aber ich glaube, es muss jetzt aufhören mit Katastrophenfilmen.

Sind Ihre Blockbuster nicht auch große Oper?

Das sind ja auch große Motive, wenn sich zum Beispiel die ganze Welt gegen Aliens stellen muss oder mit der Verschiebung tektonischer Platten konfrontiert ist. Das hat immer etwas sehr Globales. Und da muss man irre aufpassen, dass man auch die richtigen Figuren entwickelt. Bei mir stand komischerweise immer der Präsident der Vereinigten Staaten im Mittelpunkt. Ich weiß auch nicht, warum das so ist. Aber das steht vielleicht irgendwie für meinen Vater. Ich fühle mich auch in solchen Filmen am wohlsten.

Und andere Genres probieren Sie aus, um sich als Künstler nicht zu wohlfühlen?

„Stonewall“ habe ich gemacht, weil ich schwul bin. Das war damals der Befreiungsschlag. Mein liebster Film ist aber eigentlich „Anonymous“. Wahrscheinlich werde ich nie wieder einen ähnlichen Film machen.

Die Katastrophen und die Aliens symbolisieren ja eine menschliche Urangst. Wie betrachten Sie die aktuelle Krise aus Ihrer amerikanischen Wahlheimat?

Naja, das ist ja bei uns nicht anders. Wir haben das gewissermaßen erfunden. Der Trumpismus ist mehr oder weniger international geworden. Diese ganzen Geschichten zwischen Trump und Putin. Ich bin mir relativ sicher, dass es da eine Verbindung gibt.

Blicken Sie optimistisch in die Zukunft?

Nein.

Warum nicht?

Ich weiß nicht, wie wir umweltpolitisch noch die Kurve kriegen sollen. Ich habe „The Day After Tomorrow“ vor fast 20 Jahren ins Kino gebracht.

Ihren Katastrophenfilm über die Folgen der globalen Erwärmung.

Genau. Was ist danach passiert? Nichts ist passiert. Aber so wirklich gar nichts. Und das war vor 20 Jahren, schon da hatte ich Angst, dass wir die Umweltprobleme nicht in den Griff kriegen. Wahrscheinlich ist das nicht mehr hinzukriegen. Ich hoffe natürlich, wir finden einen Weg, um aus dieser ganzen Misere rauszukommen. Aber mein Optimismus ist nicht besonders groß. Mit der globalen Erwärmung werden noch mehr Gase freigesetzt. Und das wird die Erderwärmung noch einmal um ein Vielfaches beschleunigen.

Deshalb brauchen wir Filme wie „Das Vermächtnis der Zauberflöte“ so dringend, als Balsam für die Seele?

Vielleicht. Denn es geht in diesem Film ja auch um eine Märchenwelt. Mozarts Oper ist ein Universum voller Gesang, Symbole und Liebe. Die haben wir in dieser Geschichte neu adaptiert.

Der Film beschreibt auch die Parallelwelt der Kunst, in die wir abtauchen können, um Kraft für den Alltag zu schöpfen. Ja. Das ist ein guter Ausstieg aus unserem Gespräch. Wir wollen ja jetzt nicht mit dem Weltuntergang aufhören.



ligne-roset.com

Togo, Michel Ducaroy
Made in France

R E N D E Z - V O U S W I T H Y O U

ligne roset®

depuis 1860

HOFFEN UND GANG

Krieg, Klimawandel, Pandemie, Inflation, Energiekrise – und jetzt auch noch November! Wie hält man das durch? Wir haben Menschen gesprochen, die das schaffen, trotz allem.

Von *Johanna Dürrholz* und *Franziska Pröll*
Fotos *Maximilian von Lachner* und *Daniel Pilar*

Jetzt müssen wir wieder im Dunkeln aufstehen. Morgens liegt Nebel über den Dächern der Stadt, Geräusche aus der Wohnung unter uns dringen nach oben, der Warmwasserboiler rumort, die ukrainische Familie von unten ist früh wach, sie wohnen seit Kurzem hier, und manchmal kann man das kleine Mädchen auf dem Balkon auf Russisch telefonieren hören, mit dem Papa, der in der Heimat geblieben ist.

Solange es noch geht, fahren wir ins Büro, solange es Fallzahlen und Inzidenzen zulassen, solange die Grippe uns noch verschont. Das halbe Kollegium bleibt schon wegen des Schnupfens daheim, die Stimmung ist mies. In der Bahn trägt ein Mann keine Maske, ein anderer nimmt sie zum Niesen ab. Wir gehen morgens hinaus in die Dunkelheit, wir kommen abends in der Dunkelheit zurück. Tagein, tagaus.

Wir drehen die Heizung nur auf, wenn es nicht anders geht, schlafen unter zwei Decken und nehmen die Wärmflasche mit ins Bett. Wir denken zurück an den Sommer. Wir hoffen, dass es bald wärmer wird, wir wissen, dass es gewiss wieder warm werden wird, sehr warm sogar, und dass das gar keine so gute Nachricht ist.

Bedrückend war der November schon immer. Dieses Mal verbringen wir ihn im Ausnahme-

„Wir wollen, dass es besser wird. Das ist unsere einzige Möglichkeit, positiv in die Zukunft zu schauen.“

Mita Hollinghaus, 18, engagiert sich im Stadtschüler*innenrat

Wenn ich über Hoffnung nachdenke, denke ich an die Zukunft. Ich mache nächstes Jahr Abitur. Danach hoffe ich, viel reisen und die Welt für mich entdecken zu können. Ich will meine Welt formen, nach meinen Vorstellungen und den Werten, die mir wichtig sind. So wie mir geht es vielen in meiner Generation. Wir versuchen, neue Themen zu priorisieren. Wir fragen uns, wie wir in Zukunft leben wollen. Und wie wir etwas an andere weitergeben können.

Ich komme ursprünglich aus Äthiopien, deshalb ist mir wichtig, den Bezug dorthin nicht zu verlieren. Wenn ich Abi habe, möchte ich ein halbes Jahr in Äthiopien verbringen, am liebsten für ein Praktikum. Amharisch ist dort die Amtssprache. Ich spreche ein paar Brocken, einzelne Sätze, und möchte unbedingt noch mehr lernen. In den vergangenen Jahren war ich regelmäßig in Äthiopien, habe viele tolle Menschen kennengelernt und freue mich schon, sie wiederzusehen. Nach dem Auslandsaufenthalt will ich aus Wiesbaden, wo ich seit 2008 wohne, wegziehen, in eine neue Stadt, um dort zu studieren. Momentan kann ich mir zwei Fächer vorstellen: Medizin, weil ich mal ein Praktikum im OP gemacht habe, das hat mir sehr gut gefallen. Oder etwas mit Bezug zum Völkerrecht, um Beziehungen aufzubauen, über Länder hinweg. Ich schaue zuversichtlich in die Zukunft.

Klar, es sieht nicht toll aus für meine Generation: Energiekrise, Ukrainekrieg, Klimawandel und Pandemie. Es geht Schlag auf Schlag, und es kommt ständig noch etwas hinzu. Gerade deshalb ist es wichtig, die Hoffnung zu bewahren. Viele in unserer Generation machen es vor. Obwohl die Klimakrise bedrückend ist, verkriechen sie sich nicht und sagen „Boah, wie scheiße!“, sondern gehen auf die Straße und kämpfen. Wir haben Tatendrang, etwas zu verändern. Wir wollen, dass es besser wird. Das ist auch unsere einzige Möglichkeit, positiv in die Zukunft zu schauen.

Ich engagiere mich im Stadtschüler*innenrat Wiesbaden. Dort widme ich mich vielen Themen, zum Beispiel habe ich Projektstage gegen jegliche Diskriminierungsformen für zwei Schulen mitorganisiert. Uns war besonders wichtig, nicht nur Schülerinnen und Schüler, sondern auch Lehrkräfte zu sensibilisieren. Bei ihnen ist oft Überforderung zu spüren. Deshalb haben wir für beide Gruppen Workshops gestaltet. Am Ende meinten alle, sie hätten viel gelernt und möchten gern darauf aufbauen.

Egal, ob es um Diskriminierung oder um andere Themen geht, ich denke, es ist unsere Aufgabe als Stadtschüler*innenrat, in Schulen präsent zu sein, Schülerinnen und Schüler anzusprechen, damit wir eines Tages, wenn wir aus der Schule draußen sind, eine Gesellschaft haben, die aufgeklärt und sensibel agiert. Das ist für mich das Wichtigste. Natürlich kann man denken: Warum beleidigen die einander? Aber so denke ich nicht. Ich sehe es so: Man kann früh anfangen, gegen Beleidigungen anzugehen. Man kann früh an einer toleranteren Gesellschaft arbeiten. Das zu tun, gibt mir Hoffnung.





Als Förster habe ich manchmal gedacht: „Boah, das ist ja alles hoffnungslos!“ An zwei Tiefpunkte erinnere ich mich besonders. In der Nähe von Wolfsburg ist mir ein Fichtenwald weggestorben. 2002 ging es los, binnen drei Jahren war das ganze Gebiet abgestorben, eine Fläche von 200.000 Quadratmetern. Überall hatten sich Borkenkäfer eingenistet. Sowa tut weh. Ich hatte mich bemüht, den Wald zu pflegen und ihn fit für die Zukunft zu machen. Plötzlich merkte ich: Alles Tun war umsonst.

Mein zweiter Tiefpunkt war ähnlich: 2019 habe ich im Süden von Niedersachsen einem befreundeten Förster geholfen. Der Kollege, ein eifriger Mann, kam im Kopf nicht mehr zur Ruhe. Baumschäden, Holzverkäufe und Forstmaschinen koordinieren – damit hat er sich rund um die Uhr beschäftigt. Bevor er in den Burn-out abrutschte, habe ich ihn für vier Wochen vertreten.

„Ich habe die Katastrophe akzeptiert“

Rainer Städing, 66, ist Förster und seit Kurzem im Ruhestand.

Als ich durch den Wald lief, habe ich überall Bäume entdeckt, die vom Borkenkäfer befallen waren. Durch die Dürre vermehren sich diese Schädlinge rasant. Wir Förster sind so wenige, dass wir nicht hinterherkommen, alle betroffenen Bäume rechtzeitig zu identifizieren. Ich habe so viele Schäden entdeckt, dass ich mich fühlte, als kämpfte ich gegen Windmühlenflügel. Noch dazu hatte kurz vor meinem Einsatz im Revier des Kollegen ein Sturmtief gewütet. Bäume, die umgefallen waren, stapelten sich massenhaft am Wegesrand und warteten darauf, ins Sägewerk gebracht zu werden. Käferbefallene Bäume, umgestürzte Bäume – dieser Anblick hat mich tief betroffen gemacht. Kurz darauf passierte etwas in mir, was ich nicht genau beschreiben kann. Es hat sich ein Schalter umgelegt. Ich habe die Katastrophe akzeptiert, die sich um mich herum abspielte. Mir wurde klar, dass ich sie nicht verhindern kann. Ich dachte: Alles, was ich tun kann, ist nach vorne zu schauen. Wenn ich an bestimmten Stellschrauben drehe, wappne ich den Wald für die Zukunft. Ich habe also angefangen, die Wiederaufforstung zu planen, und nach vier Wochen an den Kollegen übergeben.

Mir macht es Mut zu sehen, wie engagiert viele Kollegen ihre Wälder umgestalten. Wo nur Nadelbäume wachsen, fangen sie zum Beispiel an, Buchen und Roteichen zu pflanzen. Mischwälder sind das, was wir in Zukunft brauchen: Bäume, die unterschiedlich alt sind und unterschiedlich groß. Heimische Baum-

arten wie Linden, Hainbuchen, Tannen und Ulmen stehen dort neben nicht heimischen Baumarten, zum Beispiel Roteichen, Douglasien, Esskastanien und Baumhaseln. Diese Mischung sorgt für mehr Stabilität. Sie wappnet den Wald gegen Sturmschäden, Borkenkäfer und Brände. Wir alle erinnern uns an die Waldbrände in Brandenburg und im Harz in diesem Sommer. Sie waren vor allem der Monokultur geschuldet. Nadelbäume auf großer Fläche zu pflanzen bedeutet zwar weniger Aufwand für den Waldbesitzer, weil sie weniger Pflege benötigen. Es ist auch wirtschaftlicher, weil er alle Bäume an wenige Sägewerke verkaufen kann. Aber mit Blick auf den Klimawandel sind Monokulturen unklug.

Als Förster ist es meine Aufgabe, Waldbesitzer zu beraten und Einsicht zu vermitteln. Viel Wald in Deutschland gehört Privatpersonen. Sagt der Besitzer, „die Fichten sind weg, lasst uns neue Fichten pflanzen, denn alles andere wächst viel zu lange, bis man einen Nutzen davon hat“, bin ich als einfühlsamer Berater gefragt. Ich versuche, ihn von diesem Fehlschluss abzubringen. Schritt für Schritt arbeite ich so daran, den Wald zu verändern. Das gibt mir Hoffnung. Genau wie ein Projekt, an dem ich mitwirke: die Erdmannwälder. Durch diese Mischwälder in der Nähe von Bremen führe ich regelmäßig Gruppen von bis zu 50 Personen. Das Schönste ist, wenn Teilnehmer sagen: „Jetzt sehe ich den Wald mit anderen Augen.“ Dann habe ich etwas bewirkt.

Wir haben hier auf der Corona-Station schon über die Frage nach der Hoffnung gesprochen, da habe ich gemerkt: Ich bin eigentlich immer voller Hoffnung. Nie hoffnungslos. Für mich geht es immer weiter. Ich gehe in meiner Freizeit unheimlich gerne klettern. Und für die Klettersteige habe ich einen Leitspruch, der passt auch hier gut: „Am Ende wird alles gut. Und wenn es nicht gut wird, ist es noch nicht das Ende.“ Das hilft mir. Wenn sehr viele Patienten sterben oder es vielen Patienten nicht gut geht – und wir dann gleichzeitig sehen, dass viele Corona-Maßnahmen nicht eingehalten werden, weil sich zum Beispiel viele Menschen treffen und keinen Abstand halten und die Politik trotzdem nicht reagiert, dann gibt es kleine Einkerbungen in die Hoffnung. Wenn ich aber auf die Station komme, die Mitarbeiter lachen und die Stimmung auch gut ist – dann kehrt meine Hoffnung zurück. Wenn wir auf der Station füreinander da sind, man zum Beispiel füreinander einspringt, hilft uns das in schwierigen und stressigen Situationen. Ohne mein hochprofessionelles Team hätte ich die Zuversicht nicht.

Wir hatten neulich ein älteres Paar da, das gemeinsam auf der Corona-Station lag. Die haben sich so sehr gewünscht, dass sie zusammen in die Reha gehen können. Wir konnten sie zu zweit auf ihrem Zimmer gut versorgen – und am Ende konnten wir sie auch gemeinsam entlassen. So etwas macht mir Hoffnung. Gerade haben wir eine neue Kollegin bekommen, die frisch ihr Examen gemacht hat. Das hat mich wahnsinnig gefreut – es wollen einfach nicht viele Kollegen auf die Corona-Station, weil die Bedingungen hier eben andere sind: Die Schutzkleidung belastet und ist sehr heiß, alles muss strikt organisiert sein, man darf nichts vergessen, wenn man den Bereich betritt. So etwas stimmt mich zuversichtlich: Es wird anerkannt, dass es Corona gibt. Unser Wunsch ist genau das: dass wir lernen, mit Corona umzugehen, damit zu leben, und dass unsere Arbeit anerkannt wird.

Ich habe Kolleginnen, deren Umfeld sie nicht sehen will, weil sie die ganze Zeit mit Corona-Kranken zu tun haben. Ältere Kolleginnen machen sich Sorgen, dass sie ihre Enkel deswegen nicht sehen können. Andersherum hatten wir schon einige Patienten auf der Station, die haben stark gehustet, die hatten einen sehr niedrigen CT-Wert – es war klar, dass sie Corona haben. Aber sie haben's nicht geglaubt! Ich schiebe das weg, ich kann die Meinung des Patienten nicht ändern, das würde mich zu viel Kraft kosten. Wir rechnen jetzt mit einem

Anstieg der Fälle. Aktuell sind wir voll belegt und haben schon eine zweite Station eröffnet. Ich kann nichts tun, als mein Team zu motivieren und für alle da zu sein. Unsere Hoffnung ist, dass die Verläufe weniger schwer werden und nicht so viele Patienten auf die Intensivstation müssen. Wir hoffen, dass der neue Impfstoff gut wirkt, dass die Mitarbeiter nicht erkranken und dass die Politik gute Entscheidungen trifft in Bezug auf die Finanzierung der Kliniken. Und wir hoffen, dass die Maskenpflicht wiederkommt!

„Wir hoffen auf die Maskenpflicht!“

Nina Herring, 51, ist Stationsleiterin der Corona-Station und der Gastroenterologie und Diabetologie am Klinikum Darmstadt



zustand – inmitten mehrerer, untrennbarer Krisen: Pandemie, Krieg, Energiekrise, Klimawandel. Die Ausnahme ist längst normal geworden. Wir haben uns daran gewöhnt, dass wir „Krise“ nur noch im Plural verwenden. Wir haben „Zeitenwende“ in unseren Grundwortschatz integriert. Hoffnungsvoll sind wir schon lange nicht mehr, sondern grundskeptisch.

An diesem Punkt wollen wir nicht stehen bleiben. Wir wollen die Hoffnung wiederfinden. Also begeben wir uns auf die Suche. Zunächst wollen wir verstehen, was Hoffnung eigentlich ist. Ein Gefühl? Eine Stimmung? Eine Einstellung? Oder ein Prinzip? Wir ergründen, was es braucht, um Hoffnung zu entwickeln, und wir fragen uns: Ist Hoffen inmitten sich überlagernder Krisen eigentlich noch sinnvoll? Brauchen wir Hoffnung, um aktiv zu werden? Oder steht der Wunsch nach Hoffnung dem Handeln sogar im Weg?

Der Philosoph Dieter Birnbacher hat in seiner Zeit als Professor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf einen Aufsatz verfasst mit dem Titel „Hoffnung – eine philosophische Annäherung“. Darin schärft er den Begriff, der, oft genutzt, in den aktuellen Debatten fast schon inhaltsleer wirkt. Ein Gefühl, sagt Birnbacher am Telefon, kann Hoffnung nicht sein. Sie wird nicht zwingend gefühlt. „Und sie kann auch keine Stimmung sein, weil sie nicht notwendig mit bestimmten Gefühlszuständen einhergeht.“ Deshalb beschreibt Birnbacher Hoffnung als „eine Einstellung, eine Perspektive auf die Dinge“. Manche Menschen, sagt er, neigen zu einer pessimistischen Perspektive. „Für sie ist das Wasserglas halb leer. Andere sehen es als halb voll an, sie nehmen – selbst in Krisenzeiten – das Positive an einer Sache wahr.“ Von Temperament und Vorerfahrungen der Person hängt ab, wie leicht oder schwer es ihr fällt, Hoffnung zu schöpfen.

HOFFNUNG IST ETWAS INDIVIDUELLES

Um überhaupt hoffen zu können, braucht ein Mensch laut Birnbacher bestimmte Voraussetzungen. „Der oder die Hoffende braucht bestimmte kognitive Fähigkeiten: Denkfähigkeit und die Fähigkeit zur Erwägung und Bewertung von Möglichkeiten.“ Der Mensch muss also in der Lage sein, das Hoffende zu denken. Hoffnung ist demnach etwas Individuelles. Das ist uns auch klar geworden, als wir mit ganz unterschiedlichen Menschen darüber gesprochen haben. Worauf hoffen sie? Was haben sie gemacht, als die Hoffnung verschwunden war, verschluckt vom Schicksal oder den Zeiten? Und was hat ihnen wieder neue Hoffnung gegeben?

Die achtzehnjährige Schülerin hofft auf die Zukunft, die Krankenpflegerin von der Corona-Station hofft auf die Maskenpflicht. Der alleinerziehende Vater und Witwer schöpft Hoffnung aus dem Wissen, dass er den Tod überstanden hat. Und die geflüchtete Ukrainerin knüpft Hoffnung daran, auf sich selbst zu vertrauen. Dem Förster gibt es Hoffnung, auch im Ruhestand weiter daran zu arbeiten, unsere angeschlagenen Wälder für die Zukunft zu rüsten. Und der Mutter hilft der Blick ihres Zweijährigen auf die wankende Welt: Da reichen eine Regenfütze zum Reinhüpfen oder eine Umarmung der Großeltern, um zufrieden zu sein.

In den Gesprächen mit diesen Menschen ist aber auch klar geworden, dass Hoffnung „stark von sozialen Faktoren abhängt“, wie der Philosoph Birnbacher sagt. Der Mensch sei nie isoliert, sondern immer eingebettet in soziale Gruppen. Deren Gefühle und Einstellungen prägen den oder die Einzelne, so dass das Hoffen zwar subjektiv sei, aber auch kollektiv gefärbt.

Im alltäglichen Sprachgebrauch verwendet man „hoffen“ oft synonym mit „wünschen“. Ganz korrekt ist das nicht. Laut Birnbacher kann man nur hoffen, wenn das Ereignis mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erreichbar ist. „Die Hoffnung auf einen Gewinn im Lotto ist ein Grenzfall, denn die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen ist sehr gering.“ Es handelt sich um einen Wunsch. Dieser ist laut dem Philosophen frei, wir können uns die absurdesten

HERRENSOCKEN IN PERFEKTION

Joe hält Sie warm



TOTAL EASY CARE
Ganz unkompliziert waschen und trocknen

ORANGEFARBENES DETAIL
Leicht zu erkennen: Nie mehr einzelne Strümpfe!

KEIN SCHWEISS, KEIN GERUCH
Merinowolle – von Natur aus antibakteriell

EXTRA WIDERSTANDSFÄHIG
21% 40D Polyamid (wird häufig für Polarzelle verwendet), 2% Polyester

EXTRA WEICH
76% extrafeine Merinowolle, angenehm weich an den Füßen – den ganzen Tag

HOHE PASSFORM
Ein bisschen länger als normale Socken



JETZT SCANNEN UND
DIE GESAMTE
KOLLEKTION ENTDECKEN

Gute Socken sind wichtig. Trotzdem machen sich die meisten Männer keine Gedanken darüber. Müssen sie auch nicht – denn Joe Merino macht die perfekten Socken. Herrensocken, hergestellt aus extrafeiner Merinowolle. Ein bisschen länger, angenehmer als Baumwolle und dazu maschinenwaschbar. Und dank Joes orangefarbenem Bündchen stechen die Socken auch aus dem größten Wäscheberg heraus. Socken, die zu jedem Look passen. Wenn Sie Joes Merinosocken einmal probiert haben, wird Ihnen alles andere nicht mehr genügen. Erhältlich in *Rib* und *Fine* in je 7 Farben. Drei Paar für 29 EUR.

Besuchen Sie uns online oder in unseren Stores. Kostenlose Lieferungen und Rücksendungen.



JOEMERINO.COM

Luxury Merino Knits for Men

AMSTERDAM
Kerkstraat 167-171

ANTWERPEN
Kloosterstraat 28

DÜSSELDORF
Kasernenstraße 14

DEN HAAG
Mail of the Netherlands

Dinge wünschen. Hoffnungen richten sich dagegen immer auf mögliche, erreichbare Dinge.

DIE JUNGE GENERATION ALS HOFFUNGSTRÄGER

Fragt man Dieter Birnbacher, was ihm selbst Hoffnung macht, verweist er auf die jüngere Generation: auf Menschen, die das, was sie bei den Generationen zuvor beobachten, nicht als selbstverständlich hinnehmen, sondern einen anderen Lebensstil entwickeln und neue Werte ausbilden. Dass viele junge Menschen sich öffentlich für ihre Werte einsetzen, führt ihn zu der Unterscheidung zwischen aktiver und passiver Hoffnung.

Passive Hoffnung bezieht sich auf ein Ereignis, das zustande kommt, ohne dass man etwas für sie tut. Wir hoffen auf den Weltfrieden oder darauf, dass Gott oder irgendjemand da oben es schon richten wird. Aktive Hoffnung richtet sich dagegen auf ein Ereignis, das aufgrund des eigenen Handelns zustande kommt. Wie Birnbacher sagt, entspricht sie dem, was Ernst Bloch als „Prinzip Hoffnung“ in die Philosophie eingeführt hat. „Es ist eine Hoffnung, die andere mitreißt, sie dazu anspornt, im Sinne des Erhofften tätig zu werden“, so Birnbacher. „Mit Karl Marx gesprochen, ist es eine Hoffnung, die die Massen ergreift und möglicherweise dazu geeignet ist, dramatische Resultate herzustellen.“ Dieser Funke sei entscheidend, um großen Bedrohungen zu begegnen.

LEBEN UND HOFFEN IM KLIMAWANDEL

Große Bedrohungen begegnen uns in der Gegenwart gehäuft. Die wahrscheinlich größte: der Klimawandel. Wie können wir Hoffnung schöpfen, wenn wir zugleich wissen, dass wir auf unserer eigenen Lebensgrundlage herumtrampeln? „Für mich hat Hoffnung nichts damit zu tun, so zu tun, als ob alles gut würde“, sagte die Klimaaktivistin Greta Thunberg neulich in einem Video auf ihrem Instagram-Kanal. „Hoffnung wird dir nicht geschenkt, du musst sie dir verdienen, sie kreieren. Hoffnung heißt zu handeln, Hoffnung heißt, die eigene Komfortzone zu verlassen.“ Anstatt nach Hoffnung zu suchen, sagt Thunberg, solle man selbst handeln – und so wiederum echte Hoffnung schaffen.

Mit der vom Klimawandel bedrohten Welt beschäftigen sich auch Lea Dohm und Mareike Schulze. Die beiden Psychologinnen gehören zu den „Psychologists for Future“. In ihrem Buch „Klimagefühle“ untersuchen sie die emotionalen Auswirkungen der Klimakrise. Im Zoomcall warnen sie vor einer Falle der falschen Hoffnung. „Das, woraus wir Hoffnung schöpfen, sollte schon der Realität entsprechen“, sagt Lea Dohm. „Das heißt, wir brauchen einen wissenschaftlich fundierten Faktencheck, um zu wissen, was wir realistisch in Bezug auf die Klimakatastrophe hoffen können.“

Mareike Schulze hatte einst selbst einen Punkt erreicht, an dem sie ohne Hoffnung war: Sie hatte begonnen, sich mit dem Klimawandel zu beschäftigen. „Das war wie eine Tsunamiwelle, die mich überrollt hat. Vorher war ich kein sonderlich politischer Mensch. Ich fühlte mich überfordert von all den neuen Informationen und den Zusammenhängen, die sich mir erschlossen haben.“ Schuld und Trauer habe sie gefühlt, sagt Schulze, sie habe unter Schock gestanden – und sei in eine Phase der Depression gestürzt. Wie ist sie da wieder rausgekommen? „Mir hat es geholfen, Lea kennenzulernen. Mich zu vernetzen.“ Schulze schrieb einen Aufruf bei Facebook, lernte Lea Dohm kennen – und sie gründeten die „Psychologists For Future“.

TEIL EINER BEWEGUNG WERDEN

Dieses Vernetzen, Teil einer Gruppe oder Bewegung zu werden – das ist etwas, das laut Schulze



Jeden Morgen wache ich auf und spüre Hoffnung. Ich hoffe, dass der Tag etwas Gutes bringen wird, etwas Neues, etwas, aus dem wir lernen können. Anfang März bin ich mit meiner Familie aus unserer ukrainischen Heimat nach Bremen geflohen. Nun habe ich wieder Vertrauen in mich selbst und kann wieder Hoffnung empfinden. Als der Krieg begann, als wir geflohen sind, war ich einfach nur verzweifelt. Ich wusste nicht, was die Zukunft bringt – ob ich überhaupt eine habe. Wir haben in Kiew gelebt. Nicht weit weg von unserer Wohnung sind Bomben explodiert. Meine Schwester sagte: „Wir können nicht bleiben. Es ist zu gefährlich.“

Ende Februar haben wir unsere Sachen gepackt. Mit „wir“ meine ich zwei meiner drei Kinder und mich, meine Schwester und ihren Mann, meine Mutter, meine Nichte und deren Sohn. Wir wollten alle zusammen fliehen. Als Familie. Meine Mutter und meine Nichte sitzen im Rollstuhl. Deshalb konnten wir nicht einfach aufbrechen, sondern mussten ein Transportmittel organisieren. Nach etwa fünf Tagen kamen wir in Kontakt mit der Caritas. Helfer führen uns in einem Bus nach Polen. Sie brachten uns in ein Feuerwehrhaus nahe der Grenze zu Deutschland, wo wir ein paar Tage lang feststeckten. Mir fiel es dort schwer, zur Ruhe zu kommen. Das Feuerwehrhaus war voller Menschen, richtige Betten gab es nicht und auch keine Duschen. Aber es gab Tische und etwas Warmes zu essen. Eines Abends saß ich mit meiner Familie

„Mir hat ein ukrainisches Lied geholfen, es geht so: ‚Es gibt Hoffnung! Solange die Sonne scheint, das Wasser fließt.‘“

Larysa Zharkova, 49, ist Lehrerin. Wegen des Kriegs in der Ukraine ist sie nach Bremen geflüchtet.

zusammen, wir haben Suppe mit Würstchen gegessen und geredet, da hatten wir die Idee, Lieder zu singen. So wie wir es früher bei Familientreffen gemacht haben. Das Singen war für mich wie eine Meditation. Ich wurde ruhiger, und es gelang mir, wieder daran zu glauben, dass uns bessere Zeiten bevorstehen. Ein ukrainisches Lied, das mir geholfen hat, geht so: „Es gibt Hoffnung! Solange die Sonne scheint, solange das Wasser fließt.“

Meine Schwester hat von Polen aus viele deutsche Hilfsorganisationen angesprochen. Der Martinsclub, ein Verein aus Bremen, hat geantwortet. Sie sagten, sie hätten einen Bus und behindertengerechte Wohnungen. Sie luden uns ein, bei ihnen mitzufahren. Ein paar Tage später waren wir unterwegs. Am 16. März kamen wir in Bremen an. Die ersten Tage waren schwierig. Wir hatten ja nie zuvor alle unter einem Dach gelebt. Hinzu kamen die ganzen Emotionen, die eine Flucht mit sich bringt. Was mir sehr geholfen hat, waren Spaziergänge durch die Natur. Vielleicht klingt es komisch, aber ich laufe am liebsten über den Friedhof in der Nähe unserer Wohnung,

einen großen, gepflegten Park mit alten Bäumen und bunten Blumen. Dieser Ort ruft mir ins Bewusstsein, dass wir nur ein Leben haben. Dass wir die Zitrone nehmen und daraus Limonade machen sollten. Auch wenn man mit einer Situation nicht einverstanden ist, kann man sie akzeptieren und weitermachen.

Meine jüngere Tochter, 18 Jahre, studiert nun Informatik in Berlin. Mein Sohn, 16 Jahre, besucht eine internationale Schule in Bremen. Meine ältere Tochter, 25 Jahre, lebt schon länger in Berlin, spricht sehr gut Deutsch und hilft uns mit all den Papieren. Ich lerne Deutsch. Und ich unterrichte ukrainische Schülerinnen und Schüler in Englisch, denn ich bin Lehrerin. Meiner Mutter fällt es schwerer zu akzeptieren, dass sie sich jetzt in Deutschland befindet. Sie war neun Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg endete. Trotzdem versucht sie, die Situation mit Humor zu nehmen. „In hoffnungslosen Zeiten helfen Liebe, Natur und Humor“, sagt sie immer. Und scherzt: „Mein Vater, der Soldat, hat in Berlin den Sieg gefeiert. Ich habe es noch weiter gebracht, bis nach Bremen.“



1



3

DAS AUGE ISST MIT
Der Herbst ist die beste Reisezeit, um den Balaton (1) im Westen mal ganz sinnlich zu erleben, im Süden die bunte Geschichte von Pécs (3) zu erkunden oder sich im Osten das Tokajer Burgenland (5) zu erwandern. Nah dran an der Natur – und an allem, was sie auf den Tisch zaubert. Das nächste Weingut ist nie weit, Bauernmärkte und Festivals feiern regionale Zutaten, und die Küchenchefs spielen lustvoll mit alten Rezepten.



5



2



4

GOLDENES LICHT, GOLDENE TRAUBE
Es ist auch der jahrhundertealten Weinkultur (4) zu verdanken, dass selbst in entlegenen Dörfern Feinschmecker-Lokale aufploppen. In Mád (6) zum Beispiel, wo der honigfarbene Dessertwein Aszú (2) seine Heimat hat.

MIT ALLEN SINNEN

Wer dieser Tage über den Tellerrand guckt und das illustre Budapest auch mal hinter sich lässt, wird in Ungarns ländlichen Regionen nicht nur mit rauschenden Laubwäldern belohnt, sondern mit einem bunten Fest für den Gaumen

Egal, in welche Himmelsrichtung man schaut: Der Herbst taucht Ungarns Wälder, die Weinberge und Felder in ein Farbenspektakel, und das spiegelt sich nicht nur im Plattensee oder der Donau wider – sondern auch auf dem Teller. Inspiriert von jungen Küchenchefs, besinnt sich das Land auf seine Wurzeln. Auf eine Geschmackswelt, die schon Károly Gundel, der einst das berühmte Hotel Gellért bekochte, als erfrischenden Kontrast zu den Küchen der westlichen Nachbarn bezeichnete. Immerhin verfügt Ungarn mit seinen urtümlichen Wäldern, Vulkanböden und dem fast mediterranen Klima über alle Ressourcen für eine besonders bunte Speisekarte. Es ist eine kulinarische Bewegung, die Großmutter's handgeschriebene Rezepte genauso würdigt wie die großzügige Natur vor der Haustür – und doch alles ein wenig anders macht. Winzer, Bauern und Küchenchefs entdecken, auf welchem Schatz sie sitzen, und das schmeckt man. Ob man den Wollschwein-Braten und die Aprikosen-Knödel nun direkt auf dem Weingut in Tokaj genießt, auf Bauernmärkten über Eingemachtem in allen Herbstfarben schwelgt, sich nach dem Waldbad im Mecsek-Gebirge ein Wild-Pörkölt gönnt – oder doch in Budapest bleibt, wo die Markthallen den Michelin-Restaurants kaum nachstehen, was die Spezerien angeht. Das ist dann schlicht: Geschmackssache.



6

und Dohm wieder Hoffnung gibt. Sie sprechen von einer „globalen Identität“. Man kann sich dadurch als Teil des großen Ganzen begreifen, so Dohm, und erleben, dass man als Einzeller nicht losgelöst von allem und allen anderen ist. „Wir sind immer noch Teil der Natur“, sagt Dohm. Das war ihr Aha-Erlebnis: zu erkennen, dass ihr Handeln Auswirkungen auf andere Menschen hat, „und zwar in brutalster Art und Weise“. Wenn man es zulasse, die übergreifenden Zusammenhänge zu verstehen, sei man schon ein gutes Stück weiter.

Die aktive Hoffnung, von der Philosoph Birnbacher spricht, heißt bei den Psychologinnen „konstruktive Hoffnung“, in Anlehnung an die schwedische Psychologin Maria Ojala. Dohm und Schulze übersetzen die „konstruktive Hoffnung“ mit einem anderen Wort: Zuversicht. Aus der Psychologie wissen sie, dass Hoffen durch Handeln entsteht, Stichwort: aktive Hoffnung. Davon leiten sie auch ihr Prinzip der konstruktiven Hoffnung ab: dass nur, wer etwas tut, sich am Wandel beteiligt, auch nachhaltig Hoffnung schöpfen kann. „Das ist eng verbunden mit dem Konzept der Selbstwirksamkeit“, sagt Dohm. Dass Menschen also spüren, dass ihre Handlungen etwas bewirken, auch für sie selbst. Aber ist nicht gerade das so schwierig bei all den großen Krisen dieser Zeit? Dass eine gemeinsame Demonstration vielleicht kurz ein Zeichen setzt, aber den CO₂-Ausstoß nicht verringert? Dass wir die großen Zusammenhänge erkennen – und gerade darum wissen, dass wir nicht viel bewirken können? An diesem Punkt befinden sich laut Dohm viele Menschen: Sie haben eingesehen, dass das Klima sich wandelt und sich etwas verändern muss. Sie zweifeln jedoch, ob ihr eigener Beitrag wirklich etwas verändern kann.

„RADIKALE AKZEPTANZ“ ALS LEBENSEINSTELLUNG

Statt darüber zu grübeln, ob der eigene Beitrag womöglich zu gering ist, um Wirkung zu zeigen, statt das eigene Tun in Frage zu stellen, sollte man sich besser in „radikaler Akzeptanz“ üben, raten Dohm und Schulze in ihrem Buch. Damit ist gemeint, sich innerlich nicht gegen erdrückende Gedanken oder negative Gefühle aufzulehnen, sondern sie anzunehmen, rigoros, ohne jedes „Aber“. Das Konzept stammt von dem österreichischen Neurologen und Psychiater Viktor Frankl. Er hat vier Konzentrationslager, darunter Auschwitz, überlebt. Auf Basis seiner Erfahrungen hat er die Logotherapie entwickelt, die sich auf das Erleben von Sinn als Triebkraft des Menschen fokussiert. Frankl war überzeugt: „Wir müssen lernen und die verzweifelnden Menschen lehren, dass es eigentlich nie und nimmer darauf ankommt, was wir vom Leben noch zu erwarten haben, vielmehr lediglich darauf: was das Leben von uns erwartet!“

Was lernen wir daraus? Wir können uns nicht jeder Krise auf der Welt annehmen – und schon gar nicht allen gleichzeitig. Ein erster Schritt kann es sein, sich zu informieren. Wie wirkt sich eine Krise auf einen selbst, auf das eigene Umfeld aus? Was können wir – im Kleinen, im Alltäglichen – tun, das nutzen könnte? Brauchen geflüchtete Menschen eine Unterkunft oder Kleiderspenden? Können wir in der Hausgemeinschaft mehr auf Mülltrennung achten? Und verbringen wir genug Zeit mit denen, die uns wirklich wichtig sind?

Dann wird es von Tag zu Tag leichter, im Dunkeln aufzustehen. Nachrichten zu lesen, den Nebel über der Stadt zu betrachten, vielleicht sogar kalt zu duschen. Dann wird es leichter, diesen und all die kommenden Tage zu bewältigen. Dann wird es leichter, sich am Morgen in die überfüllte Bahn zu setzen, aus dem Fenster zu schauen. Irgendwann geht immer die Sonne auf. ◀

Was macht Ihnen Hoffnung? Schreiben Sie's uns an magazin@faz.de.



Einen Tag vor der Geburt unseres Sohns hat meine Frau die Diagnose Brustkrebs bekommen. Während der Chemo hat sie angefangen zu bloggen – damals habe ich das belächelt, wir haben uns sogar deswegen gestritten, weil sie mal einen Streit von uns veröffentlicht hat. Einen Tag nach dem vierten Geburtstag unseres Sohns hat meine Frau dann wieder eine Diagnose bekommen: Sie würde sterben. Nach dem Brustkrebs waren noch Hirnmetastasen dazugekommen. Eigentlich waren wir immer offen und ehrlich zueinander, aber ich wusste schon vorher, dass meine Frau irgendwann sterben würde. Das habe ich ihr nicht gesagt. Obwohl sie mir sogar mal vorgeworfen hat: Du glaubst doch sowieso nicht daran, dass ich wieder gesund werde. Als ich mich über Hirnmetastasen informiert hatte und sie nach einer Operation

Wir haben einen sechsjährigen und einen zweijährigen Sohn. Der Kleinere war schon auf dem Weg, als im März 2020 die Pandemie über uns hereinbrach. Er wurde sozusagen in die Krise(n) reingeboren, in eine Welt, die irgendwie nicht mehr zur Ruhe kommen will. Manchmal ertappe ich mich bei dem Gedanken, dass ich froh darüber bin, dass wir uns für das zweite Kind entschieden hatten, bevor auf das Virus Quersender, Krieg in Europa, Dürre, Inflation, hohe Energiepreise und politisch wie gesellschaftlich angespannte Zeiten folgten.

Wir Mitteleuropäer saßen lange auf einer Insel der Glückseligen. Wir konnten immer zuversichtlich sein. Deutschland kam meist gut durch Krisen – und im Vergleich mit vielen anderen tut es das auch jetzt. Noch immer sind wir in einer privilegierten Situation. Trotzdem: Die Krisen sind auch hier zu spüren. Der richtige Umgang mit Corona ist immer wieder Thema am Küchentisch. Dem Sechsjährigen ist klar, dass gar nicht weit weg von uns Krieg herrscht – und er grübelt darüber. Daneben hört er, dass wir immer vehementer verlangen, dass er alle Lichter ausmacht, und vermehrt über Heizkosten, Energie- und Geldsparen diskutieren. Manchmal sagt er, vor Corona oder vor dem Krieg sei dies und jenes nicht so gewesen. Damit erinnert er mich daran, dass wir rückblickend viel zu selten demütig waren für die friedvollen Zeiten.

Doch der Blick zurück macht auch Hoffnung. In jeder Krise, ob sie weltumspannend oder lokal war, haben sich Menschen gefunden, die sich für das Gute und die Mitmenschen engagiert haben. Sie haben sich mit ihrem Wissen und ihrem Talent für Lösungen eingesetzt. Krisen fördern Innovation. Man darf in diesen Zeiten mal entmutigt sein. Den Kopf in den Sand stecken bringt aber nichts. Diese Haltung versuchen wir unseren Kindern zu vermitteln – ob es um den blöden Tag im Kindergarten geht oder erschütternde Nachrichten aus der Ukraine.

Doch nicht immer gelingt es im Moment, Kindern zu sagen: Morgen wird es sicher besser. Corona verlangt nun schon lange viel Geduld von uns, was der Rest noch von uns fordern wird,

„Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod.“ //

Jörn Lauenstein, 40, ist Witwer, alleinerziehender Vater einer Tochter (10) und eines Sohns (6) und bloggt unter dem Titel „Unser fast perfektes Leben“.

im Krankenhaus lag, war mir klar: In den meisten Fällen haben die Patienten noch ungefähr ein Jahr nach der Diagnose. So war es dann auch. Meine Frau ist im Hospiz friedlich eingeschlafen.

Unsere ganze Wohnung hing voll mit Karten und Briefen von Freunden und eben Lesern ihres Blogs. Mir war es wichtig, die Leser dann auch zu informieren. Und da habe ich gemerkt, wie gut mir das Schreiben tat. Und das Feedback von den Leuten sowieso. Das hat mir Kraft gegeben. Mit unseren beiden Kindern musste ich zurück in den Alltag. Die vier Jahre mit dem Thema Krebs bei uns zu Hause waren unglaublich hart und belastend. Es war auch nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen – wir haben viel gestritten. Für mich war es perspektivlos, das hat mich so runtergezogen. Es gab mehrere Punkte, an denen ich komplett hoffnungslos war. Die erste Krebsdiagnose: Man hört so viel davon, aber es ist weit weg vom eigenen Leben. Als wir das hörten, war es für uns wie ein Todesurteil. Dabei hatte sie ja noch vier Jahre zum Leben. Und als dann der Anruf kam, dass meine Frau eingeschlafen ist – das hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Aber nach all den Jahren des Abschieds und der Krankheit wollte ich nach dem Tod meiner Frau

endlich wieder fröhlich sein. So hart das klingt: Es war auch eine Entlastung. Ich konnte ja nichts gegen die Krankheit meiner Frau machen, nur zuhören. Und der Aufgabe wurde ich zuletzt auch nicht mehr gerecht. Meine Kinder und ich haben heute Rituale, die uns helfen. Wir haben ein Bild von meiner Frau auf einer Kommode stehen, und die Kinder sagen Mami oft „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“. Wenn wir zum Grab meiner Frau fahren, erzählen wir immer, was seit unserem letzten Besuch Schönes passiert ist und was nicht so toll war. Das ist für mich auch immer gut zu hören, was die Kinder zu berichten haben.

Ich versuche heute, aus allen negativen Sachen für mich etwas Positives mitzunehmen. Heute habe ich keine Angst mehr vor dem Tod. Vorm Sterben hatte ich immer tierisch Angst. Ich habe mich früher auch gefürchtet, meine Frau nach ihrem Tod noch mal zu sehen. Als sie dann aber gestorben ist, war es für mich keine Frage, sofort hinzufahren und die ganze Nacht mit ihr zu verbringen. Ich bin mutiger geworden.

Wir gestalten unsere gemeinsame Zeit heute ganz anders. Früher haben wir auch mal nebeneinander hergelebt. Jetzt unternehmen wir in der Freizeit unheimlich viel zusammen.

wird sich erst zeigen. Ich bin gläubige Christin. Hoffnung ist im Glauben immer gegenwärtig. Man kann sich theologisch über diesen Begriff endlos austauschen. Mit Kindern beim Abendgebet oder wenn ihnen die Tränen kullern oder bei quälenden Fragen kann christliche Hoffnung aber auch einfach heißen: Vertraue darauf, dass da jemand ist, der dich durch die Tage begleitet und beschützt.

Und letztlich, es mag etwas pathetisch klingen, sind es am Ende in Familien oft die Kinder, die ganz unbewusst sich und anderen Zuversicht bieten. Denn dieser Herbst und Winter wird nicht nur hart, er wird auch Schneeballschlachten, Schlittenfahren, Adventskalender, Weihnachtsfeiern, Kürbisschnitzen, Laternenlaufen, Kastaniensammeln, Fasching, Lebkuchen,

Eisblumen, Nikolaus und Filmabende mit sich bringen. Und schaut man gemeinsam mit einem Zweijährigen auf diese wankende Welt, braucht es nicht mal all dies, auf was sich der Sechsjährige freut. Da reichen die Regenpfütze zum Reinspringen, die vorbeischleichende Katze, der Bagger am Straßenrand, ein Erdbeer-eis oder die kuscheligen Arme der Großeltern, um sich am Leben zu erfreuen. Unser jüngerer hat, während wir Erwachsenen uns seit Monaten von Krise zu Krise schleppen, Sitzen, Laufen, Essen, Sprechen und Treppensteigen gelernt. Nichts davon hat beim ersten, zweiten oder gar dritten Mal funktioniert, aber er hat ganz instinktiv (wie alle Kinder) nie das Versuchen und die Hoffnung aufgegeben, dass es besser wird.

„Dem Sechsjährigen ist klar, dass gar nicht weit von hier Krieg herrscht.“ //

Lucia Schmidt, 40, ist Redakteurin der Sonntagszeitung und Mutter von zwei Söhnen.



M Y A T T I T U D E

SHOW YOUR CONFIDENCE.
IT'S YOUR BEAUTY.

MERZ AESTHETICS empowers people to confidently express their unique attitude. We help them to look better, feel better, live better. [merz-aesthetics.info](https://www.merz-aesthetics.info) @merzaesthetics_de
Copyright © 2022 Merz Aesthetics GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Merz Aesthetics® ist ein eingetragenes Markenzeichen der Merz Pharma GmbH & Co KGaA.





Elektrisch zum Einsatz Von Thomas Geiger

Die Berliner Feuerwehr hat ein Löschfahrzeug mit Elektroantrieb im Dienst – und gute Erfahrungen damit gemacht.



Erst laden, dann löschen: Das modernste Fahrzeug der Berliner Feuerwehr ist eines der ersten elektrischen Löschfahrzeuge der Welt. Gemeinsam entwickelt mit dem Hersteller Rosenbauer und ein Jahr lang in rund 1400 Einsätzen erprobt, geht das eLHF nach dem erfolgreichen Testlauf nun in Serie und soll einen stetig wachsenden Anteil an den rund 2000 Fahrzeugen ausmachen, die von dem österreichischen Unternehmen jährlich produziert werden. Schließlich müssen auch Fahrzeuge im öffentlichen Dienst auf ihren CO₂-Fußabdruck achten – und in Berlin zum Beispiel ist die Vorfahrt für den Elektroantrieb sogar in den Beschaffungsvorschriften festgehalten.

Angst, dass ihr Notruf wegen eines leeren Akkus ins Leere läuft, müssten die Berliner deshalb aber nicht haben, sagt Jens Klink, der als Projektleiter für die Beschaffung von Autos, Transportern, Lastwagen, Drehleitern und Spritzenwagen im Fuhrpark der Berliner Feuerwehr verantwortlich ist. Erstens zählen zur Flotte der größten Berufsfeuerwehr des Landes noch rund 200 konventionelle Löschfahrzeuge. Und zweitens ist auch das eLHF „katastrophenschutzfest“, also nicht zwingend auf eine externe Stromversorgung angewiesen. So werden die beiden Achsen zwar von einem jeweils 245 PS starken E-Motor angetrieben, den Rosenbauer bei Volvo Penta einkauft, und gespeist werden die Maschinen aus zwei Akkus à 50 Kilowattstunden. Doch weil die Feuerwehr auch funktionieren muss, wenn in Berlin die Lichter ausgehen, und weil die Art eines Einsatzes selten vorhersehbar ist, steckt an Bord noch ein BMW-Diesel, der als Range-Extender arbeitet und über einen Generator die Stromversorgung absichert.

Im Normalfall allerdings hat der Verbrenner Pause, viel Pause. „Während der ersten vier Monate, in denen das Fahrzeug auf der Wache

Kompakte Form, zuverlässige Stromversorgung, kleinerer Wendekreis: Das Löschfahrzeug eLHF hat viele Vorteile.

„Mitte“ stationiert war, habe wir genau acht Liter Diesel verbraucht“, sagt Klink. Über die Laufzeit der Testphase kam er auf einen elektrischen Betriebsanteil von mehr als 90 Prozent. Zum Vergleich: Weil der Motor während eines Einsatzes auch im Stand läuft, verbraucht ein normales Löschfahrzeug in Berlin im Mittel 42 Liter auf 100 Kilometer. Dass das eLHF so wenig tanken musste, lag nicht daran, dass es nur in der Halle stand. Im Gegenteil: Bei durchschnittlich mehr als sechs Einsätzen am Tag war der elektrische Spritzenwagen viel auf Achse. Während des Testlaufs spulte er fast 9000 Kilometer ab. Doch die Berliner Feuerwehr fährt pro Einsatz im Schnitt nur sechs Kilometer weit, so dass Klink über eine Reichweite von 100 Kilometern nicht klagen kann. Auch am Einsatzort habe der Strom noch länger gereicht als erwartet, so dass die auf bis zu 2500 Liter pro Minute ausgelegte Pumpe oft noch mehr als zwei Stunden betrieben werden konnte.

Laden und Löschen zugleich geht noch nicht. Deshalb sieht der Projektleiter die Einsatzfahrzeuge auch nicht beim Boxenstopp an öffentlichen Ladesäulen, sondern will die eigenen Garagen mit 22-kW-Ladern aufrüsten. Auch wenn das eLHF den Strom mit bis zu 150 kW ziehen kann, reicht die Wallbox zur Erhaltung der Betriebssicherheit. „Da müssen wir pragmatisch sein und bei rund 90 Wachen mit Löschfahrzeugen an das Budget denken“, sagt Klink. Schließlich gibt es den 22-kW-Stecker schon für 5000 Euro, während die Installation von 150 kW rund 30 Mal so viel kostet.

Das eLHF unterscheidet sich von konventionellen Löschfahrzeugen nicht allein durch den Antrieb. Damit einhergehen – ähnlich wie bei Elektroautos – auch andere Platzverhältnisse, die Rosenbauer geschickt genutzt hat. So hat der

Wagen eine größere Kabine, in der die Mannschaft längs zur Fahrtrichtung sitzt und deshalb leichter kommunizieren kann. Erst recht, weil auch bei Vollgas kein Diesel brummt. Der tiefe Boden erleichtert den Einstieg, es gibt an Bord keine Klettersteige oder Stolperfallen, und die niedrigeren Materialschränke in den Außenwänden entlasten den Rücken beim Ein- und Ausladen. Obendrein ist das Fahrzeug kompakter, nicht so hoch und dank digitaler Außenspiegel weniger breit, so dass es im dichten Verkehr schneller vorankommt und besser durch Engstellen passt.

Und einen kleineren Wendekreis sowie ein pneumatisches Fahrwerk mit variabler Bodenfreiheit gibt es noch dazu. Nur die Sache mit der angeblichen Spurtstärke von Elektrofahrzeugen kann Klink nicht so recht nachempfinden: „Das ist kein Porsche, es bleibt ein Lkw von 16 Tonnen.“

Rund zwei Jahre nach der ersten Fahrt und ein paar Wochen nach dem erfolgreichen Probeauftrag in Berlin hat das Unternehmen Rosenbauer mit der Serienfertigung begonnen. Von etwa einer Million Euro aufwärts sind die Fahrzeuge zu haben. Vom Hersteller heißt es, dass im nächsten Jahr der Bau von 40 Fahrzeugen geplant sei, in diesem Jahr sind es immerhin schon 17. Die Berliner Feuerwehr hat inzwischen eines der elektrischen Löschfahrzeuge dauerhaft im Einsatz, es ist auf der Feuerwache „Mitte“ stationiert. Nach dem Testlauf war der Prototyp zuvor wieder zurück zum Hersteller gegangen, dort waren die Anregungen und Erfahrungen der Berliner Feuerwehrleute aus dem Praxistest in die endgültige Ausgestaltung des Fahrzeugs mit aufgenommen worden. Nicht nur deshalb ist für die Feuerwehr in der Hauptstadt klar: Die Tendenz bei Planung und Anschaffung geht eindeutig dahin, weitere elektrische Löschfahrzeuge in den Fuhrpark aufzunehmen. ◀

Fotos: Feuerwehr Berlin (2), Unternehmen



Phil Penman

WhiteWall Ambassador

Foto-Abzug auf Fuji Crystal DP II | 75 x 50 cm

Kaschierung hinter Acrylglas | Schattenfugenrahmen Basel, 15 mm, Eiche Schwarz

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug hiner Acrylglas in einem Schattenfugen Rahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.



Mein größtes Talent? Da würde ich gerne einen Telefon-Joker fragen.



Diese Rolle sei für sie ein großes Geschenk, sagt **Franziska Hartmann**. In der Dramaserie „Neuland“ spielt die Achtunddreißigjährige, die Schauspiel an der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ in Leipzig studierte und lange dem Ensemble des Thalia-Theaters in Hamburg angehörte, die Berufssoldatin Karen Holt, die sich nach dem Verschwinden ihrer Schwester um ihre Nichten kümmert. Nach ihren Worten ist das eine herrlich unangepasste, verschlossene und doch extrem herzerwärmende und beeindruckende Frau. Die sechs Folgen sind schon in diesem Monat in der ZDF-Mediathek zu finden. Im Fernsehen läuft die Serie zwischen den Jahren: mit jeweils drei Folgen am 27. und 28. Dezember von 22.15 Uhr an im ZDF.

Was essen Sie zum Frühstück?

Am liebsten ein Croissant mit einem Cappuccino. Aber ich verschmähe auch kein Rührei mit Baked Beans und Vollkornbrot. Ich esse sehr gerne.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich verbringe meine Freizeit nicht gerne mit Shopping. Aber ich habe das große Glück und mache davon Gebrauch, dass man nach einem Filmdreh – in seltenen Fällen auch im Theater – Kostüme abkaufen kann. Mit denen verbinde ich dann schöne Erfahrungen und Erinnerungen.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Die liegen zwar nicht im Schrank, aber das sind Stiefeletten, die ich vor mehr als 20 Jahren gekauft habe. Das waren meine ersten Schuhe mit Absatz. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich damit stolz den Flur auf und ab gelaufen bin. Die Schuhe waren mal blau, inzwischen sind sie grau.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das war vor ein paar Monaten: ein Liebesbrief an meinen Mann zu unserer Hochzeit. Ich schreibe auch oft Postkarten an Freunde und meine Familie.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Zu unterschiedlichen Zeiten in meinem Leben beeindruckten mich unterschiedliche Bücher. Spontan würde mir aber einfallen: „Das achte Leben (Für Brilka)“ von Nino Haratischwili. Das ist ein großartiger Familienroman mit tollen Frauenfiguren über ein Jahrhundert in Georgien. Wir haben das auch am Thalia-Theater in einer fünfstündigen Inszenierung auf die Bühne gebracht, die ich total liebe.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich habe ein SZ-Abo, ansonsten hier und da. Soziale Medien nutze ich allerdings nicht.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Im Moment sind meine Haare für eine Rolle blond gefärbt. Da sprechen mich total viele Leute darauf an.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Seit ich ein Kind habe, komme ich nicht mehr so wirklich zum Filmgucken. Aber in fast jedem Film, den ich in letzter Zeit gedreht habe, weine ich. Also meine Figuren.

Sind Sie abergläubisch?

Nicht wirklich. Aber ich achte trotzdem darauf, mich beim „Toi, toi, toi“-Sagen nicht zu bedanken, dass ich schon ein Kostümteil an habe und über die richtige Schulter gespuhelt wird. Und ich würde auf einer Bühne auch nicht pfeifen.

Worüber können Sie lachen?

Über vieles. Zum Beispiel über den Humor meines zwei Jahre alten Sohns.

Ihr Lieblingsvorname?

Das ist eine sehr gute Frage. Ich bin nämlich gerade schwanger. Noch habe ich keinen Favoriten, aber das Kind kommt erst Ende Februar – ich habe also noch ein bisschen Zeit.

Machen Sie eine Mittagspause?

Auf jeden Fall trinke ich gerne hier und da einen gemütlichen Kaffee. Beim Drehen gibt's immer 45 Minuten Mittagspause, aber die kann auch mitten in der Nacht sein.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Deutschland. Manchmal trage ich Fernweh in mir oder sehe mich in einem Steinhaus in Südfrankreich, aber ich bin schon sehr froh, in Deutschland zu leben.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Schokolade. Aber man findet meistens auch Kapern, Oliven und getrocknete Tomaten.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ohne. Ich fahre eigentlich nur in Filmen Auto.

Was ist Ihr größtes Talent?

Da würde ich gerne einen Telefon-Joker fragen. Aber ich kann ganz gut im Moment leben.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Meine Steuererklärung bis zur allerletzten Sekunde aufschieben.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Das kommt darauf an, womit ich mich gerade beschäftige. Ich hatte gerade eine Lesung aus dem Buch „Imperium der Schmerzen“ von Patrick Radden Keefe. Da geht es darum, dass eine Familiendynastie die Opioidkrise ausgelöst hat. Dazu würde ich wahnsinnig gerne eine Anwältin kennenlernen, Maura Healey, die diese Familie verklagt hat. Und ich würde gerne eine historische Figur treffen, die ich wahrscheinlich bald spielen werde – ich darf aber noch nicht sagen, wer das sein wird.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Als Schmuck trage ich meinen Verlobungsring und meistens eine lange Kette. Eine Uhr trage ich nie.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Bühnenluft. Die löst regelmäßig Glücksgefühle in mir aus, wenn ich eine Bühne betrete. Da denke ich mir jedes Mal: Hier bin ich richtig. Ich liebe aber auch die meisten Blumendüfte und den Geruch der Kopfhaut von Neugeborenen.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Ich bin in meinem Leben sehr viel gereist, vor allem mit Rucksack, Tagebuch und Kamera. In viele ferne Länder, in denen ich unfassbar schöne Zeiten verbracht habe. Ich kann mich da gar nicht entscheiden. Wenn ich mich für das aufregendste Erlebnis entscheiden müsste, fällt mir da spontan eine Situation ein, als ich alleine in einem Exorzistentempel in der Nähe von Agra in Indien war. Dort wurde ich von Polizisten rausgefischt und in ein Hinterzimmer gebracht, weil ich heimlich fotografiert habe. Ist aber am Ende alles gut ausgegangen.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Ich war vor ein paar Tagen bei einer Freundin, und unsere Kinder wollten Theateraufführung machen und tanzen. Deswegen sollte meine Freundin Klavier spielen. Sie ist eine tolle Pianistin, deswegen kamen wir da spontan in den Genuss eines kleinen Hauskonzerts – ein Stück von Poulenc.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Nichts.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Leitungswasser. Oder Kräutertee.

Aufgezeichnet von Johanna Christner.



TERATAI BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
 FLAGSHIPS: KANTSTR. 17 LIVING BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9
 DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG
 HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN
 HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
 TRUE CHARACTERS



HERMÈS
PARIS

Publicis EtNous



Happy Hermès Holidays!